„Ich pass!"

Fachreader zu Transkulturalität und Jugendarbeit

Herausgegeben von:
- Friedensbüro Salzburg
- EfEU/Wien
- Mafalda/Graz
- KOJE/Bregenz
- maiz/Linz
- Kinderschutzzentrum Salzburg
- SOG.THEATER/Wr. Neustadt
- Mädchenzentrum Klagenfurt
- fbi/Innsbruck

Salzburg ■ Wien ■ Bregenz
■ Innsbruck ■ Graz ■ Linz
■ Klagenfurt ■ Wr. Neustadt
2010

Impressum

Herausgegeben von : ■ Friedensbüro Salzburg
(Franz-Josef-Str. 3, 5020 Salzburg, Tel. 0043–(0)662–873931,
www.friedensbuero.at, office@friedensbuero.at)
■ EfEU/Wien ■ Mafalda/Graz ■ KOJE/Bregenz ■ maiz/Linz
■ Kinderschutzzentrum Salzburg ■ SOG.THEATER/Wr.
Neustadt ■ Mädchenzentrum Klagenfurt ■ fbi/Innsbruck

alle in der „Plattform gegen die Gewalt in der Familie“ für den Bereich „Gewalt an/unter Jugendlichen“ zuständig

Layout: Tanja Jenni
Fotos: siehe Seite 102.
Erscheinungsort: Salzburg ■ Wien ■ Bregenz ■ Innsbruck
■ Graz ■ Linz ■ Klagenfurt ■ Wr. Neustadt
Erscheinungsjahr: 2010

Finanziell unterstützt von: Plattform gegen die Gewalt in der Familie, Bundesministerium für Wirtschaft, Familie und Jugend

Das Copyright liegt bei den oben genannten Vereinen.

Inhalt

Impressum 2
Inhalt 3
Vorwort 4

I Einleitung

„Migration, Transkulturalität“ Ein Seminarbericht 6

Interview mit Gabriela Küng 10

„Jenseits der Multi-, Inter- und Transkulturalität“. Seminarreflexionen 13

II „Vertraute“ Kulturen – „fremde“ Kulturen

Moussa Al-Hassan Diaw 17
Identitätsfindung jugendlicher MigrantInnen zwischen Herkunfts- und Aufnahmegesellschaft

Veronika Spannring 22
Die Begegnung mit dem Fremden: Chance oder Bedrohung?

Die Geschichte von Nilgün 32
Die Geschichte von Samir 40

Nationalität – Nationalstaat 46

III Partizipation und Perspektiven

Dagmar Strohmeier 50
Warum interkulturelle Freundschaften wichtig sind und wie sie entstehen

Richard Krisch 55
Partizipation?! Jugendliche als Anspruchsgruppe im öffentlichen Raum

IV Antirassistische Arbeit

Ein enormes Potenzial. Über das ambivalente Verhältnis von Sport und Transkulturalität. Interview mit Bella Bello Bitugu 59

Kathrin Bereiter 65
Antirassistische Bildungs- und Berufsberatung

V „Integration“?

Daniela Deutsch 70
Migration und die Begriffe der 1., 2. und 3. Generation

Brigitte Tauchner-Hafenscher 81
Ich gehöre zu keiner Kultur – ich bin normal. Projektreflexion Legislatives Theater

Moni Libisch 84
Männliche Ehre

VI Good practice

Kerstin Kromer 89
Lebenswelten – KULTURAUFLAUF

Birgit Fiel und Miriam Lageder 93
„Job Ahoi“ und „Alb@tros“

Julia Ha 98
„bunt&quer“

Entstehungsgeschichte der Fotos 102

VII Ausblick

Amani Abuzahra 105
Zwischen zwei Stühlen oder doch die ganze Bank?

Kurzdarstellung der Vereine 111

Vorwort

„Ich pass!" Transkulturalität und Jugendarbeit

Der vorliegende Reader ist der mittlerweile dritte, der im Rahmen eines Querschnittsprojekts der „Plattform gegen die Gewalt in der Familie" (*www.plattform-gegendiegewalt.at*) erstellt wurde. Neun Organisationen aus ganz Österreich[1] haben zwei Jahre lang an einem Projekt gearbeitet, und einige der dabei entwickelten Ergebnisse stehen Ihnen nun in diesem Reader zusammengefasst zur Verfügung.

Warum aber ein Reader über *„Transkulturalität"*, wo doch die Diskurse vornehmlich über Migration und Integration geführt werden? Warum ein weiterer, ein anderer Begriff? Die Frage der sprachlichen Genauigkeit hat uns in diesem Projekt ständig begleitet. Für „Transkulturalität" haben wir uns deshalb entschieden, weil uns dieses Konzept für moderne Gesellschaften – und insofern und insbesondere auch für die Jugendarbeit – angemessen und realistisch erscheint. Dieses Konzept wurde von Wolfgang Welsch geprägt und betont die interne Differenziertheit und Komplexität moderner Kulturen mit ihrer Vielfalt an Lebensstilen. Menschen interagieren in diesen Kontexten, sie greifen auf alle möglichen Einflüsse zurück – es durchdringen sich unterschiedliche Lebenspraxen. (Mediale, wirtschaftliche, kulturelle) Globalisierung drängt förmlich nach diesem Konzept.

Und: für Familienpolitik und Jugendarbeit eröffnet Transkulturalität neue Denk- und Handlungsperspektiven. Diese darzustellen ist ein Anliegen des Readers.

Es ist mittlerweile schon Tradition, dass wir auf die Verknüpfung von Theorie und Praxis besonderen Wert legen. Jede Praxis ist theoriegeleitet und jede Theorie bewährt sich in der Praxis und/oder wird durch diese verworfen. Insofern ist es

uns ein Anliegen, diese Unterscheidung aufzuheben, was wir mit dem nun vorliegenden Reader versucht haben. Wie für die beiden bisherigen Reader haben wir auch beim nunmehr vorliegenden den Mut zur Lücke aufbringen müssen.

Bedanken möchten wir uns bei allen Autorinnen und Autoren und allen anderen, die durch ihr Engagement am Zustandekommen des Readers mitgewirkt haben. Die Unterstützung des BM für Wirtschaft, Familie und Jugend ermöglicht die Kontinuität unserer Arbeit an den Readern. Dafür möchten wir uns ausdrücklich bedanken!

Liebe Leserin, lieber Leser, wir wünschen Ihnen eine anregende Auseinandersetzung mit den Texten und viel Vergnügen beim Lesen! Und: der Diskurs ist offen – in diesem Sinne freuen wir uns über Ihre kritische Rückmeldungen.

Das Redaktionsteam

November 2010

[1] Die beteiligten Organisationen in alphabetischer Reihenfolge:
EfEU/Wien | Renate Tanzberger
FBI/Innsbruck | Gabriela Schroffenegger
Friedensbüro Salzburg | Hans Peter Graß, Ingo Bieringer
Kinderschutzzentrum Salzburg | Nadja Rauter
KOJE/Bregenz | Marcel Franke
Mafalda/Graz | Veronika Spannring
maiz/Linz | Daniela Deutsch
Mädchenzentrum Klagenfurt | Martina Mikl, Brigitte Janshoff
SOG.THEATER/Wr. Neustadt | Brigitte Tauchner-Hafenscher

„Migration, Transkulturalität“

Wie sprechen wir wann und wo darüber? Welche Begriffe verwenden wir und was meinen wir damit?

Ein Seminarbericht

Im Rahmen des Querschnittsprojekts der Plattform gegen die Gewalt in der Familie – Bereich Jugend wurde im November 2009 ein Seminar zum Thema „Migration, Transkulturalität“ durchgeführt. Dieses wurde von Gabriela Küng und Rubia Salgado geleitet und von Personen aus dem Bereich der Jugendarbeit besucht.

Das Seminar bot einen Rahmen, um sich mit dem Sprechen über Migration auseinandersetzen zu können. Dabei standen theoretische Inputs in Bezug auf die Entstehung, den Wandel und die Kritik an Begriffen wie Interkulturalität, Multikulturalität und Transkulturalität im Mittelpunkt. Ziel war es, die TeilnehmerInnen durch Begriffsdefinitionen und politisch-ideologische Hintergrundinformationen, sowie durch (Klein-) Gruppendiskussionen dazu anzuregen, sich intensiver mit diesen Begriffen auseinander zu setzen und ihre alltägliche Verwendung kritisch zu überdenken.

Bereits bei der ersten Fragestellung „Wer versteht sich als MigrantIn?“, stellte sich heraus, wie unterschiedlich die Interpretationen dieses Wortes sind. So zum Beispiel wurde MigrantIn als politischer Begriff verstanden, als etwas, worauf Menschen reduziert werden. Eine Frau beispielsweise wünschte sich noch mehr Migrationshintergrund zu haben, für manche war die geografische Herkunft ein Kriterium, eine andere Frau erlebte den Wohnortwechsel vom Land in die Stadt als Migration.

Im Rahmen der nächsten Aufgabenstellung wurde in Kleingruppen ein Konzept zur Errichtung eines Begegnungs- und Bildungszentrums analysiert. Aus

den Ergebnissen der Kleingruppendiskussionen wurde deutlich, dass die TeilnehmerInnen die grundsätzliche Idee der Errichtung eines interkulturellen Begegnungs- und Bildungszentrums als äußerst positiv bewerteten. Die TeilnehmerInnen betonten jedoch, dass ein Zusammenbringen verschiedener Kulturen nicht die sozialen Unterschiede bereinigen kann. Außerdem wurden das ethnisierte und eher statische Kulturverständnis, die Idealisierung und Glorifizierung „der Anderen", die Homogenisierung (Gegenüberstellung von MigrantInnen und Mehrheitsbevölkerung) als Nachteile betont. Hauptaugenmerk sollte die Auflösung von Unterschieden und nicht deren Festigung sein.

Der anschließende Theorieinput bot Gelegenheit, sich mit Konzepten der Interkulturalität, Multikulturalität und Transkulturalität zu beschäftigen und diese kritisch zu hinterfragen.

Kritik am traditionellen Konzept von der Existenz einzelner Kulturen (nach Wolfgang Welsch)

Das Problem dieses traditionellen Konzepts zeichnet sich durch soziale Homogenisierung, ethnische Fundierung und die Abgrenzung nach Außen aus, wobei Kultur gleichzusetzen wäre mit Nationalstaaten. Das Konzept der Interkulturalität beispielsweise legt den Fokus darauf, Wege zu finden, wie Kulturen einander akzeptieren, miteinander kommunizieren, sich verstehen und anerkennen können. Doch auch dabei bleibt die Prämisse des traditionellen Kulturbegriffs weiterhin bestehen, denn es wird von einer insel- bzw. kugelartigen Beschaffenheit von Kultur ausgegangen. Dieses Konzept konzentriert sich nicht auf den Ursprung des Problems und wirkt eher kosmetisch als radikal. Das Konzept der Multikulturalität sucht nach Chancen der Toleranz, Verständigung, Akzeptanz und Konfliktvermeidung oder Konflikttherapie. Doch auch dabei bleibt die Vorstellung der Kulturen als eigenständige Inseln aufrecht.

Laut Welsch können Kulturen heute nicht mehr als homogene und separierte, eigenständige Inseln gesehen werden, sondern sind miteinander verflochten und durchdringen sich gegenseitig. Diese Verflechtungen sind die Folgen von Migrationsprozessen, materiellen und immateriellen Kommunikationssystemen und ökonomischen Interdependenzen. Genau diese Verflechtungen stellen die Grundlage des Transkulturalitätskonzepts dar. Dieses Konzept wird als Erweiterung gesehen, welches die gleichzeitige Anerkennung unterschiedlicher Identitäten innerhalb einer Gesellschaft anstrebt. Es beschreibt außerdem die vielen unterschiedlichen Lebensformen und -stile als Kennzeichen moderner Kulturen, welche nicht an den Grenzen der Nationalkulturen enden, sondern sich ebenso in anderen wiederfinden. Dieses Verständnis von Kultur wird als vielmaschig und inklusiv und nicht als separatistisch und exklusiv beschrieben.

Kritik an Multikulturalität und Interkulturalität aus einer dekonstruktivistischen Perspektive (nach Paul Mecheril)

Als Kritikpunkte an diesen Konzepten nennt Paul Mecheril beispielsweise die Fokussierung auf Kultur und Identität, sowie die Essentialisierung von kultureller Identität. Andere Gesichtspunkte, wie die Heterogenität von Gruppen, Spielräume von Menschen und das sich Absetzen von Zugehörigkeiten, werden dabei außer Acht gelassen. Außerdem betont er die kulturalistische Verschleierung von strukturell bedingter Benachteiligung. Als wichtiger Begriff wird im Zusammenhang mit Interkulturalität und Multikulturalität der Begriff der Annerkennung diskutiert, nämlich in Bezug auf die Anerkennung der Differenz und die Anerkennung der Anderen.

Im Mittelpunkt des anschließenden Inputs und der Gruppendiskussionen standen die Begriffe Identität, Selbsterfahrung und Selbstermächtigung/Empowerment. „Identität" zum Beispiel zeigt die spezielle Weise des Welt-Selbstbezugs einer Person auf. Ein weiteres Diskussionsthema war der Begriff der Selbstermächtigung, wobei folgende Frage im Mittelpunkt stand: Was bedeutet Selbstermächtigung in unserer Arbeit? Jackson dazu: *„you are not responsible for being down, but you are responsible for getting up"* (Jesse Jackson, Bürgerrechte).

Da die Anregungen, Diskussionspunkte und theoretischen Inputs dieses Seminars einige Fragen aufwarfen und das Bedürfnis nach einer intensiveren Beschäftigung mit diesem Thema entstand, fand im Mai 2010 eine Fortsetzung mit dem Titel „Jenseits der Multi-, Inter- und Transkulturalität. Ansätze für eine kritische Arbeit mit MigrantInnen im Bildungs- und Sozialbereich" statt.

Das zweite Seminar (Mai 2010) knüpfte inhaltlich an die Diskussion des Vortrags im November 2009 an. Es wurden nochmals die Definitionen der Konzepte Interkulturalität, Multikulturalität und Transkulturalität als traditionelle Konzepte, von Wolfgang Welsch, aufgegriffen und kritisch reflektiert. Weiters wurden Begriffe wie interkulturelle Arbeit, Antirassistische Bildungsarbeit, Pädagogik der Unterdrückten und Postkoloniale Theorien diskutiert.

Persönlicher Eindruck einer Teilnehmerin

Ein Teil der insgesamt elf TeilnehmerInnen war schon beim ersten Seminar dabei und somit wiederholte sich ein Teil der Inhalte, die am Vormittag präsentiert wurden. Der Nachmittag war reserviert für Gruppenübungen. Der ganze Tag jedoch war geprägt von sehr interessanten Gesprächen und Diskussionen. Als sehr große Bereicherung des zweiten Seminarblocks wurden die Gespräche bzw. Diskussionspunkte empfunden, die von TeilnehmerInnen mit Migrationshintergrund kamen, bzw. von TeilnehmerInnen, die für längere Zeit in anderen Ländern gewohnt haben und somit auch aus erster Hand berichten konnten,

wie ihnen in einem fremden Land bzw. in Österreich anfangs bzw. auch heute noch begegnet wird. Als sehr markante Aussage wurde beispielsweise geäußert: *„Wieviel muss ich noch tun, bis ich integriert bin"* (diese Aussage tätigte eine Teilnehmerin, die schon lange in Österreich lebt und arbeitet). Der Vormittag bestand aber nicht nur aus einem Vortrag, sondern auch aus sehr angeregten Diskussionen.

Der Nachmittag wurde aufgelockert durch eine Gruppenübung, die aufzeigte, wie schnell man sich in starre Denkmuster verstrickt und auch dort verhaftet bleibt.

Mitnehmen konnte ich für mich die sehr interessanten Gespräche und die Erfahrung, ein Thema aus einer neuen Perspektive betrachtet zu haben.

Seminarleiterinnen:

Mag[a] Rubia Salgado: lebt seit 1987 in Österreich, studierte Portugiesisch und Literaturwissenschaft in Rio de Janeiro/Brasilien. Sie arbeitet seit vielen Jahren mit MigrantInnen im Bildungs- und Kulturbereich.

Mag[a] Gabriela Küng: Wirtschaftspädagogin, arbeitet in maiz – Autonomes Zentrum von & für Migrantinnen an der Entwicklung und Umsetzung von Bildungsmaßnahmen mit Schwerpunkt Arbeitsmarkt. Seit ihrer Jugend führt sie ehrenamtliche Tätigkeiten in den Bereichen Sozial-, Bildungs- und Kommunalpolitik, Kultur und internationale Kontakte durch.

Die Seminarleiterinnen verwiesen auf folgende Literaturquellen:

Büro für Angewandte Sozialforschung und Entwicklung (2006): *Integrationsleitbild Land Oberösterreich. Zielsetzungen, Projektorganisation, Projektprozess*, Seite 74

Mecheril, Paul (2004): *Einführung in die Migrationspädagogik*. Beltz, Weinheim u. Basel

Radostin, Kaloianov (2007): *Politiken der Differenz. Affirmative Action und die Fallen des Diversitätsmanagements*. In: Fields of Transfer. MigrantInnen in der Kulturarbeit. IG Kultur Österreich, Braumüller Verlag, Wien

Welsch, Wolfgang (1995): *Transkulturalität*. In: Kulturaustausch, hrgg. vom Institut für Auslandsbeziehungen, Migration und Kultureller Wandel, 45. Jg. 1995/1. Vj., Stuttgart (oder *http://www.ifa.de/indx.php?id=welsch*)

Interview mit Gabriela Küng

Anlässlich der Weiterbildungsveranstaltung, im Rahmen der Plattform gegen die Gewalt in der Familie am 13.1.2009 in Salzburg haben wir die Fachfrau Mag[a] Gabriela Küng um ein Interview gebeten.

Wir sind ein wenig neugierig, deine Arbeit in maiz kennen zu lernen. Wie schaut die Bildungsarbeit, die du mit den Frauen und den Jugendlichen machst, aus?

Eingestiegen bin ich in maiz für ein EU-Projekt, bei dem meine Aufgaben die inhaltliche Bearbeitung (in einem Team), sowie Managementaktivitäten (aufgeteilt innerhalb des Teams) und in meiner Hauptverantwortung sämtliche finanztechnischen Abwicklungen zum Projekt waren. In dieser Teamarbeit bauten wir durchgehend eine Selbst-Evaluation (mit starker Selbstreflexion) ein, die ich rückblickend als besonders herausfordernd, anstrengend, zwischendurch stark verunsichernd, aber immens bereichernd für meine Tätigkeit finde. Aktuell ist meine Aufgabe in der Bildungsarbeit u. a. weiterhin die Koordination (von Antragstellung bis Abrechnung) des Bildungsprogramms PreQual. In der Umsetzung arbeite ich eng mit einer Kollegin zusammen, die selbst Migrantin ist – und ihr Zugang zu den Frauen ist erlebbar ein anderer. Ich sehe auch hier meine Bereiche in der Koordination und im Schaffen von Rahmenbedingungen für eine gute Arbeit von uns als Team und guter Lernbedingungen für die Frauen.

Wir tauschen uns regelmäßig aus und haben dabei mitunter heftige Diskussionen zu konkret anstehenden Entscheidungen.

In der Beratung und im Unterricht fließen für mich (bes. auch in der Vorbereitung und Reflexion) meine persönlichen Komponenten mit ein, d.h. dass ich mich bemühe, mir meiner sehr anderen Situation bewusst zu sein – und dies auch im Unterricht präsent zu halten. Beispiel zu Bewerbungen: ich spreche offen an, dass viele Jobs nicht an die „Besten" bzgl. Ausbildung, Wissen und Erfahrungen vergeben werden, sondern an jene, die die besten Kontakte haben (dazu

kenne ich sehr deutliche Beispiele, die ich dann anführe). Diese Erkenntnis hat mich selbst in der Situation als Arbeitsuchende entspannt und ich glaube das auch bei den Kursteilnehmerinnen zu beobachten.

Um im Sinne der (jungen)Menschen mit Migrationshintergrund eine gute Begleitung zu ermöglichen, ist es hilfreich, sich kritisch mit den Begriffen Interkulturalität und Multikulturalität und deren Konstruktionen zu beschäftigen. Was glaubst Du, ist dabei hilfreich und für uns PraktikerInnen umsetzbar?

Hilfreich erlebte und erlebe ich die persönliche Auseinandersetzung dazu – jedoch unbedingt auch abseits der konkreten Arbeitstätigkeit. Es braucht erstens die Bereitschaft – und dann die Umsetzung, die Zeit erfordert – andere Sichtweisen wahr zu nehmen, sich damit auseinander zu setzen, die eigene Position zu finden, die dann in die Arbeit einfließt. Da fließt auch viel vom Umgang mit Sprache mit hinein. Zu reflektieren, welche Begriffe ich selbst wann und wo verwende – sie kritisch hinterfragen – neue Begriffe zu finden, zu üben, … in den Alltag einfließen zu lassen. Dazu erlebte ich selbst, dass es sehr hilfreich ist, in den unterschiedlichsten Umfeldern und Methoden mich damit auseinander zu setzen, für mich neue Ansätze zu finden, zu üben und in den Alltag mitzunehmen (bes. wertvoll waren für mich da auch Seminare, die in ihrer Methodik neue Zugänge finden – z. B. Forum Theater nach Augusto Boal)

Deine Wurzeln entstammen einer Mehrheitsfamilie, wenn wir das so behaupten dürfen. Wie siehst du aus deinem „Status", deiner Perspektive die Integrationsarbeit im Verein MAIZ?

Ich komme aus einer Mehrheitsfamilie – „Status" sehe ich aber als ein sehr vielschichtiges Thema – und würde jetzt nach mehreren Jahren Tätigkeit in maiz und Auseinandersetzung sagen, dass in meiner Biographie einige Komponenten sind, die mein Erleben, meine Entwicklung beeinflussen und Nähe-Gefühle zu Themen der Marginalisierung geben. Es geht ja nicht nur um den Begriff Migrantin oder Mehrheitsösterreicherin, sondern vielmehr um viele verschiedene Faktoren wie Geschlecht, sozialer Status, Schichtzugehörigkeit (und hier sind wir ja auch in Österreich weit weg von einer gelebten Gleichwertigkeit – was natürlich in den verschiedenen Bereichen auch wieder sehr unterschiedlich strukturiert sein kann) Bildungszugang, wirtschaftliche Rahmenbedingungen…

Meine Position wird immer die einer Mehrheitsösterreicherin sein und es ist wichtig, das vor Augen zu haben – ich nehme dadurch z. B. anders wahr, wie sich Fördergeber uns gegenüber verhalten – bzw. sie verhalten sich anders mir gegenüber als meiner Kollegin – konkret heißt das für mich, die Wahrnehmung schärfen, um so etwas wahr zu nehmen und mich nicht „hineinreißen" zu lassen

in diese „Spiele" – Muster aufzubrechen, kreativ mit Reaktionen zu sein, aber vor allem im Team Strategien zu entwickeln.

Wenn ihr von „Perspektive der Integrationsarbeit" sprecht, umfasst das ja viele verschiedene Seiten und Ebenen und auch meine Person mit meiner Biographie und meinen Rahmenbedingungen, aber vor allem meinem Bestreben der Auseinandersetzung und des Dialogs – Dialog als zentrales Element.

Ethnische – Identitätsstiftende Zugehörigkeit kann positive Effekte haben. Was passiert mit den positiven Zuschreibungen zu Kultur und Ethnie, werden die dann auch aufgelöst?

Es geht ja nicht darum, dass wir uns und unser Bewusstsein, unser Selbst auflösen – sondern vielmehr darum, dass wir in einen Prozess eintreten, in dem wir hinterfragen warum wir sind, wie und was wir sind – und wieweit das im Einklang steht mit unseren Zielen und Ansprüchen für ein faires Leben für alle – dass wir Strategien und Allianzen entwickeln und damit Änderungen bei uns und unserem Umfeld einleiten, um diese dann wieder zu reflektieren – in Dialog treten und bleiben.

Bei der Erarbeitung des Seminars oder auch bei der Reflexion im Anschluss ist dir da etwas Wichtiges aufgefallen? Möchtest du noch etwas los werden?

Ja – für mich selbst habe ich festgestellt, dass ich manchmal Gefahr laufe, in der nicht einfachen Lebensrealität in Mühsal und Ernst zu verfallen mit der Gefahr sehr ängstlich in die Auseinandersetzung zu gehen – ich nehme mir immer wieder vor, mehr Humor zu haben.

Vielen herzlichen Dank für das Umverteilen deines Wissens!!!

Brigitte und Marcel

Kenan

Mit „Kultur" verbinde ich … eine alles umfassende, daher inhaltsleere Projektionsfläche für alles weniger Erklärliche über, um und in uns.

„Kultur" ist wichtig, weil … es das Lebenselixier für alle mit Sinn arbeitenden Systeme ist.

„Kultur" ist problematisch, weil … es im Plural sehr oft monolithisch gedacht, folkloristisch zelebriert und über die Abwertung des vermeintlich Anderen idealisiert wird.

Kenan Güngör, *deutschsprachiger Europäer mit kurdisch-türkischen Wurzeln, Experte für Integrations- und Diversitätsfragen.*

Hinter dem Schleier

Reflexionen zum Seminar „Jenseits der Multi-, Inter- und Transkulturalität. Ansätze für eine kritische Arbeit mit MigrantInnen im Bildungs- und Sozialbereich“ mit Rubia Salgado. Mai 2010 in Salzburg

Nach dem ersten Seminar mit Gabriela Küng und Rubia Salgado im November 2009 sind wir aufgewühlt und auch inspiriert in die praktische Arbeit gegangen und haben uns dem Thema „Transkulturalität“ intensiv gewidmet.

Im richtigen Zeitabstand folgte dann das zweite, vertiefende Seminar mit Rubia Salgado, in welchem alternative Paradigmen und praktische Werkzeuge für die Arbeit mit ZuwanderInnen im Bildungs- und Sozialbereich erarbeitet wurden.

Ziel dieses Reflexionstextes ist es, eine Verbindung zwischen den theoretischen Auseinandersetzungen und unserer Praxis, der Gewaltprävention mit Kindern und Jugendlichen, zu schaffen.

Die anschließende Darstellung der diskutierten Thesen verstehen wir als gemeinsame Seminarreflexion, als Basis einer zukünftigen Auseinandersetzung, als Erinnerung an einen spannenden Diskurs.

Die Verwendung von kulturellen Zuordnungen führt zu Missverständnissen und muss hinterfragt werden! Wenn wir über Kultur, Heimat oder Identität sprechen, schwingen oft Annahmen und Werte bewusst oder unbewusst mit.

Wir sind nicht gleich, auch nicht wenn wir die gleiche Muttersprache sprechen, nicht wenn wir denselben Pass besitzen, oder aus derselben Region kommen. Kultur und Kulturzugehörigkeit ist nicht biologisch festgeschrieben ist. Wir sind kulturell nicht festgelegt, vielmehr bildet jede Person eine eigene Kulturidentität aus.

Der Begriff „Kultur" im Sinne von „unsere und die andere Kultur" verschleiert oft Ungerechtigkeiten.

- Zentral für die Integrationsarbeit ist es, die Haltung zur „eigenen Kultur" zu reflektieren.
- Integrationsarbeit muss geprägt sein von politischem und antirassistischem Eintreten für alle Menschen, die aufgrund von Herkunft und Status rechtlich und auch politisch weniger Chancen haben.
- Durch kulturelle Zuordnungen werden häufig andere Faktoren wie Ökonomie, Gender, Alter, Gesundheit, … nicht berücksichtigt, obwohl sie wesentlich aussagekräftiger wären.
- Die Verschleierungen von Assimilationspolitik und Unterdrückung müssen bewusst gemacht und aufgedeckt werden.

Die Arbeit von maiz in Linz ist geprägt von den Ideen der „Pädagogik der Unterdrückten", einer kritischen Bildungsarbeit, die die postkoloniale Theorie einbezieht und unter anderem Migration und Ausbeutung in Zusammenhang stellt.

Im Alltag der täglichen Arbeit ist wenig Raum für Reflexion

Reflexion braucht Raum und Zeit. Die Beschäftigung mit der Theorie und die kritische Reflexion sollen für die Praxis hilfreich sein. Begriffe müssen definiert werden, damit sie diskutiert und in ihrer Wirkung reflektiert werden können.
Zum Beispiel:
„Was heißt interkulturelle Kommunikation?"
„Warum benennen wir die Arbeit nicht als feministisch und emanzipatorisch?"

Das wichtigste in der täglichen Arbeit ist es, dass wir als PädagogInnen auf die Menschen anerkennend, fragend und lernend zugehen. Jenseits von Kulturzuschreibungen versuchen, die Person kennen zu lernen.

Verlernen als Reflexionsmittel für uns Profis

Bei der Methode des „Verlernens" geht es darum, dass wir Zuordnungen, die wir historisch, ökonomisch und politisch erlernt haben, wieder verlernen. „Verlernen" ist ein Bildungsprozess, der durch transparent machen von Verhältnissen in Gang gebracht wird. Dadurch erhalten wir die Möglichkeit, offen – ohne Kategorisierungen – auf Menschen zu zugehen.

Mut die Dinge beim Namen zu nennen

- Rassismus ist nach heutigen Erkenntnissen ein Unwort. Die Menschen überall auf der Erde sind sich vom Erbgut annähernd gleich. Es gibt nur die Rasse Mensch.
- Wieso also, weiterhin über das Wort Rassismus eine Theorie betätigen die als überholt gilt?
- Gäbe es einen Konsens, dass alle gleich sind und alle die selben Rechte in Anspruch nehmen können, müssten wir den Begriff „Rassismus" nicht weiter verwenden. So lange es jedoch Diskriminierung aufgrund von Herkunft, Hautfarbe oder Sprache gibt, müssen wir gegen dieses rassistisch motivierte Verhalten auftreten, Position dagegen beziehen.
- Das ist immer noch dringend notwendig und darf nicht wegen der Begriffsfrage zerredet werden.
- In der Entwicklung um den Begriff „Kultur" zeigt sich, dass der Begriff Rasse durch Kultur ersetzt wird. Über dieses „Vertuschen" werden rassistische Maßnahmen gerechtfertigt.
- Mehrheitsösterreicherinnen und Mehrheitsösterreicher müssen über diese Themen und deren Mechanismen nachdenken.

Renate

Ich verbinde gerne Theorie und Praxis. Daher haben mich die Teilnahme an den Fortbildungen mit Rubia Salgado von maiz und die Mitarbeit an diesem Reader sehr inspiriert. Das Hinterfragen (Dekonstruieren) von Kategorien kenne ich aus meiner jahrelangen Arbeit im Genderbereich. Für mich war und ist es spannend, mich mit anderen ExpertInnen mit Konzepten der Multi-, Inter-, Transkulturalität auseinanderzusetzen, die Vorteile und die Kritik daran zu reflektieren; zu erfahren, dass Identität trotz des Wissens, dass sie konstruiert ist, strategisch genutzt werden kann, um handeln zu können (strategischer Essentialismus nach Gayatri Chakravorty Spivak). Genau so spannend fand ich es von antirassistischer Arbeit zu hören; von einer Kollegin (danke Daniela) den Hinweis zu bekommen, dass es ihr nicht um Integration von Menschen mit Migrationshintergrund geht, sondern um deren Partizipation am gesellschaftlichen Leben und mir wieder einmal bewusst zu werden, dass Gemeinsamkeiten, Unterschiede und Konflikte zum Leben gehören.

Renate Tanzberger,
Verein EfEU

Gut gemeint ist nicht immer gut

Eine große Herausforderung ist neben den Personen, die offen Fremdenfeindlichkeit zeigen, die Konfrontation mit all jenen, die bewusst für Integration eintreten, durch unreflektiertes Handeln aber oft Gegenteiliges bewirken. Auch hier ist Reflexion wesentlich. Dazu dienen Fragen zu unserer eigenen Position, zu unserem eigenen Status, z. B.: weiß, wirtschaftlich, rechtlich und politisch abgesichert. Aus dieser Position heraus ist es leicht, sich zu beteiligen. Wenn wir die Perspektive wechseln, sehen wir, dass MigrantInnen weit weniger Beteiligungschancen haben. Diese Umstände machen es notwendig, nicht über MigrantInnen zu reden, sondern klare Forderungen zu formulieren. In Stellen, in welchen es um gesellschaftliche, politische und rechtliche Integration geht, müssen Menschen mit Migrationshintergrund in leitender Position qualitativ und konzeptionell tätig sein.

Es ist uns bewusst, dass unsere Reflexion nur einen flüchtigen Einblick in einen Seminarprozess darstellen kann. Wir hoffen aber, zur intensiveren Beschäftigung mit dem Thema inspiriert zu haben.

Gemeinsam reflektiert haben: **Marcel Franke** und **Brigitte Tauchner-Hafenscher.**

Identitätsfindung jugendlicher MigrantInnen zwischen Herkunfts- und Aufnahmegesellschaft

Integration oder Marginalisierung?

Moussa Al-Hassan Diaw

Jugendliche mit muslimischem Hintergrund erleben eine zunehmend heftiger werdende Debatte zum Thema Islam und Muslime in der österreichischen Gesellschaft. Die Umfrage des Linzer Meinungsforschungsinstitutes IMAS macht dies deutlich. Dort wird konstatiert, dass jede zweite ÖsterreicherIn den Islam als Bedrohung sieht und 94 nicht wollen, dass ein Muslim oder eine Muslima in die Familie einheiratet.[1] Dieses Gefühl der Ablehnung ist für die Entwicklung einer gesicherten Identität sicher nicht förderlich und kann das Gefühl der Marginalisierung fördern. Eine Distanz zur Gesellschaft wird zusätzlich dadurch gefördert, dass ausgerechnet „ihre" identitäts- und sinnstiftende Religion, sowie sie als Angehörige dieser, negativ wahrgenommen werden.

Die durch die Migration ausgelöste Entfernung von den Normen und Traditionen der Eltern und den sich davon unterscheidenden Normen und Traditionen in den Aufnahmegesellschaften lässt die Frage nach einer kulturellen Identität entstehen, die sich jedoch naturgemäß von der Herkunfts- und Aufnahmegesellschaft unterscheidet. Die Probleme bei der Vereinfachung durch diese Begriffe sind dem Verfasser bewusst, da es ja suggeriert, dass sie Fremde in der Fremde wären und dies vielleicht auch bleiben, obwohl sie sich als Einheimische fühlen, nämlich als im Land geborene und sozialisierte (junge) Bürger. Nichtsdestotrotz unterscheiden sich nun einmal die individuellen Herangehensweisen an die

Rubia

Mit „Kultur" verbinde ich … Identifikation, Differenz, Verhandlung, Handlung, Kollektiv, Produktion, Prozesse, Partizipation.

„Kultur" ist wichtig, weil … sie Transformation ermöglicht und plural ist.

„Kultur" ist problematisch, weil … sie oft nationalisiert, ethnisiert, „paralysiert" wird und als Ausschlussfaktor oder -argument in bestimmten diskriminierenden Diskursen fungieren kann.

Rubia Salgado,
Pädagogin,
Kulturarbeiterin,
45 Jahre

identitätsstiftende Religion und die daraus für sich abgeleiteten Normen. Dass für die sich marginalisiert fühlenden Bürger eine positive Identität wichtig ist, zeigt sich allgemein im Diskurs bezüglich Migration oder Minderheiten, ohne dies auf Muslime beschränken zu wollen.

Erikson (er betrachtet sich selbst als jemand, der die Erfahrung gemacht hat, ein marginalisierter Bürger mit jüdischem Hintergrund zu sein) beschreibt dies wie folgt:

> *„Aber in der Pubertät werden alle Identifizierungen und alle Sicherungen, auf die man sich früher verlassen konnte, erneut in Frage gestellt […]. Der wachsende und sich entwickelnde Jugendliche ist nun, angesichts der physischen Revolution in ihm, in erster Linie damit beschäftigt, seine soziale Rolle zu festigen."*[2]

Der Heranwachsende ist damit beschäftigt, sein Selbstgefühl ins Verhältnis zu den ihn umgebenden Menschen zu setzen und zu ergründen, wie diese ihn wahrnehmen. Er möchte seine aufgebauten Rollen und Fertigkeiten mit geltenden Idealen und Leitbildern in Verbindung setzen und in der Vergangenheit erworbene Idole und Ideale abschütteln, wenn dies notwendig sein sollte.[3] Die psychologischen Voraussetzungen zur Schaffung einer positiven Identität beschreibt Erikson als ein Selbstgefühl, das am Ende der Hauptkrisen erneut bestätigt werden muss und zu einer Überzeugung heranwächst, auf eine erreichbare Zukunft zuzuschreiten, in der man sich zu einer bestimmten Persönlichkeit innerhalb einer sozialen Wirklichkeit entwickeln würde.[4]

Bei jungen Menschen mit Migrationshintergrund gilt dies ja für Herkunfts- und Aufnahmegesellschaft, beide sich in einigen Punkten scheinbar oder tatsächlich

widersprechende soziale Wirklichkeiten, die vereinbart werden müssen, und in denen man auch ein positives Selbstwertgefühl entwickeln soll.

Erikson sieht eine positive Stärkung der *„aufspeichernden Ich-Identität"* erst durch *„vorbehaltlose und ernsthafte Anerkennung seiner wirklichen Leistungen, d. h. eines Erfolges, der für die bestehende Kultur von Bedeutung ist"*.[5]

Diese Identitätsbildung will auch verteidigt werden – so beschreibt Erikson diesen Kampf und die Verteidigung einer gefährdeten Ich-Identität als Kampf im gesellschaftlichen Dschungel der menschlichen Existenz.[6] Daher sind in Zeiten der Adoleszenz die Loslösung vom Elternhaus und die Zuwendung hin zu einer identitätsstiftenden Peergroup, Gang, Clique oder Bande so wichtig. Für die gesunde Entwicklung einer positiven Ich-Identität braucht es auch die Anerkennung von außen (also der Aufnahmegesellschaft) und der Eltern, wobei eine Überidentifikation mit den Eltern oder einer standardisierenden Mehrheitsgesellschaft vermieden werden soll.

Dieses Problem beschreibt Erikson an – wie er es definiert – weniger stark amerikanisierten Minoritäten wie Afroamerikanern, Native-Americans, Mexikanern und gewissen europäischen Gruppen, deren Ich-Gefühl erschüttert wurde, weil Eltern und Lehrer das Selbstvertrauen verloren und entgegensetzte Methoden anwandten, um dem angelsächsischen Ideal näherzukommen. Dies führt bei den Minoritäten zu Brüchen und Krisen, weil das Gefühl entsteht, diesem besseren standardisierten amerikanischen Ideal nicht so nahekommen zu können.[7] Das Resultat kann eine Identitätsdiffusion sein, um mit einer vergleichsweise stärkeren Anstrengung durch „radikale" Bezüge zu kollektiven Identitätsmerkmalen das Ich-Gefühl zu stärken.

Eine Identitätskrise, so der Politikwissenschaftler und Philosoph Taylor, welche die Menschen bezüglich dem, was sie sind oder wo sie sich verorten, ins Schwimmen bringt, verlangt nach einem Rahmen oder Horizont, um diese Krise überwinden zu können. Nach dem heutigen Verständnis schildert Erikson die Glaubenskrise Luthers als eine Identitätskrise.[8]

Die Identitätsdiffusion, ausgelöst durch die Erschütterung einer stabilen Psyche, verlangt nach einer Stabilisierung derselben, da es sonst im Extremfall zu Persönlichkeitsstörungen und Psychosen kommen könnte. So kann es dazu führen, dass die dem Standard nicht entsprechenden Jugendlichen aus der Umgebung flüchten oder aus Trotz eine ihnen ständig von außen vorgesagte Entwicklung nehmen, die vermeintlich diesen Gruppen von Menschen eigen wäre, als angeblich geborener Strolch, Außenseiter oder Krimineller.[9] Dies bedingt, je nach Stärke dieser Erschütterung des Ich-Gefühls, ein Festhalten an entsprechenden

radikalen Lösungen und eine besondere Sensibilität in der Fremdzuschreibung durch Außenstehende.

Erikson beschreibt dabei eine mögliche Überidentifikation bei gleichzeitig destabilisiertem und zeitweilig aufgegebenem „Ich" mit lokalen oder anderen Heldenfiguren. Viel schlimmer aber ist, dass diese oft exklusive Positionen einnehmen.

> *„Andererseits werden sie bemerkenswert exklusiv, intolerant und grausam gegen andere, die »verschieden« sind in Hautfarbe oder Herkunft, Geschmack und Gaben, oft auch nur in ganz winzigen Momenten der Kleidung und Gestik, die willkürlich als die Kennzeichen der Gruppenzugehörigkeit gewählt werden. Es ist wichtig, dass man diese Intoleranz als notwendige Abwehr gegen ein Gefühl der Identitätsdiffusion versteht […]."*[10]

In diesem Kontext lassen sich auch Stellvertreterdebatten um „Würstelstand versus Kebapstand", Kopftücher und Minarette erklären. Auch die Tendenz der Menschen in Zeiten der Krise bei angeblichen Heilsbringern und Extremen, wo alles irgendwie anders, aber auf jeden Fall besser sei, einen Halt zu finden, wird so nachvollziehbar verständlich gemacht.

Auf der „anderen" Seite (oder bei Teilen der Mehrheitsgesellschaft) manifestieren sich diese Ausschlussmechanismen zur Identitätssicherung in Form vom Nationalismus.

Für Gesellschaftsgruppen innerhalb von Nationen, die selber sozial benachteiligt sind, kann dies zu einer Überidentifikation mit der Nation führen, um die eigene Wir-Identität zu sichern, indem sie sich von einer anderen sozialen Gruppe abgrenzen, sie ausschließen und über den Ausschluss der anderen Gruppe (Migranten, „fahrendes Volk" etc.) ihre Identität so zu sichern versuchen.
Der britische Soziologe Stuart Hall konstatiert:

> *„Wir müssen begreifen, wie Gruppen, die von den Reichtümern unserer Wohlstandsgesellschaft ausgeschlossen sind, die aber gleichwohl zur Nation gehören, sich mit ihr identifizieren wollen, im Rassismus eine authentische Form der Identitätsgewinnung und des Selbstbewusstseins finden können."* [11]

Im schlimmsten Fall reagieren die nun ihrerseits davon betroffenen marginalisierten Mitglieder einer Gesellschaft auf diesen Ausschluss wiederum mit Abschottung und Isolation. [12]

So bleibt es bei einem ständigen „Wir und die Anderen", einer Attitüde, welche es den oben genannten Heilsbringern und Rattenfängern ermöglicht, Stärke ver-

mittelnde exklusivistische Ideologien an den Mann/an die Frau zu bringen. Um ein gedeihliches Miteinander in der Gesellschaft zu ermöglichen, muss in allen Bereichen, besonders Erziehung, Bildung und Jugend betreffend ein Korrektiv gefunden werden, dass solche Entwicklungen eindämmt. Dazu gehört mit Sicherheit die Vermittlung interkultureller Kompetenz.

Diese zu vermitteln und anzuwenden bedeuten ja nicht die Aufgabe des „Eigenen" und somit einen Identitätsverlust, sondern die Fähigkeit, den „Anderen" erst einmal in seinem „Anderssein" zuzulassen. Aus dem Fremden kann so ein Freund werden, ohne vorab als Feind stigmatisiert zu sein. Das will von Jugend an gelernt sein.

1 Jeder zweite Österreicher sieht Islam als Bedrohung; Die Presse 1.3.2010; URL: *http://diepresse.com/home/panorama/religion/543159/index.do?_vl_backlink=/home/index.do* (Zugriff: 1.3.2010)
2 Erikson, Erik H. (1973): *Identität und Lebenszyklus*, Frankfurt a. M., Suhrkamp Verlag, S. 106.
3 Vgl. ebd.
4 Vgl. ebd., S. 107.
5 Ebd.
6 Vgl. ebd., S. 108.
7 Vgl. ebd., S. 108–109.
8 Vgl. Taylor, Charles (1996): *Quellen des Selbst. Die Entstehung der neuzeitlichen Identität*, Frankfurt a. M., Suhrkamp Taschenbuch Wissenschaft, S. 56–57.
9 Vgl. Erikson, Erik H.: *Identität*, S. 110.
10 Ebd., S. 110.
11 Zerger, Johannes (1997): *Was ist Rassismus*. Göttingen, Lamuv Verlag, S. 151.
12 Der Text stammt zu großen Teilen aus meiner Masterarbeit „Fremde unter Fremden. Junge Muslime zwischen Europäischer Identität und Entfremdung.", Universität Wien, 2009.

Zur Person: Moussa Al-Hassan Diaw, M. A. ist Pädagoge, in der Erwachsenenbildung und Lehrerfortbildung tätig, sowie Referent für die theologische Erwachsenenbildung der Diözese Linz.

Die Begegnung mit dem Fremden: Chance oder Bedrohung?

Was braucht es, damit wir das Fremde als Bereicherung erleben? Vier junge Frauen erzählen im Interview, was fremd sein für sie bedeutet und wie sie damit umgehen.

Veronika Spannring

Das Exotische, in der Fremde sein, verlassen sein, Urlaub haben, Heimweh haben, irritiert sein, interessante Menschen, Neues, Abwechslung … die Palette der Assoziationen, die mir zum Begriff das Fremde einfallen, ist breit. Ich nehme von mir ausgehend an, dass die Begegnung mit dem Fremden von Menschen allgemein sehr unterschiedlich erlebt wird und dass auch die Zugänge und Bewältigungsstrategien im Umgang mit dem Fremden sehr vielfältig gestaltet sind.

Manche Menschen reisen aus Neugier und Interesse in andere Länder und Kulturen. Andere sehen sich – aus ökonomischen, politischen und familiären Gründen oder wegen der Bedrohung ihrer Existenz und ihres Lebens – veranlasst, ihre vertraute Umgebung zu verlassen und tragen die Hoffnung mit sich, in einer neuen Umgebung bessere Chancen für die Verwirklichung ihrer Ziele und die Sicherung ihrer Existenz zu finden. Für sie ist ihre Migration und die Begegnung mit dem Fremden neben all der Hoffnung und Erwartung auch eine schmerzvolle Erfahrung.

Unter welchen Bedingungen wird die Begegnung mit dem Fremden ein konstruktiver und integrierter Bestandteil einer Biographie, unter welchen bleibt sie ein bedrohliches Hindernis? Zur Beantwortung dieser Fragen habe ich mit vier jungen Frauen in unterschiedlichen Lebenssituationen Interviews über das Fremde in ihrem Leben geführt.

Der Umgang mit dem Fremden aus psychoanalytischer Sicht

Gerhild Trübswasser beschreibt die Auseinandersetzung mit dem Fremden als psychischen Prozess und definiert das Fremde als wesentlichen Motor der individuellen psychischen Entwicklung.

Sie geht davon aus, dass wir in unserem unmittelbaren Lebensraum Fremdheit nicht nur in der Begegnung mit Menschen, die aus anderen Kulturen kommen, erleben, sondern auch in Begegnungen mit Menschen, die andere soziale Kategorien (Alter, Geschlecht, Bildung …) repräsentieren. Jedes Mal, wenn wir im Alltag mit Haltungen, Lebensformen und Umgangsformen von Menschen konfrontiert werden, die sich von den eigenen unterscheiden, lassen wir uns auf Situationen ein, deren Ablauf nicht vorhersehbar ist. Bewährte Kommunikationsformen funktionieren in unbekannten Situationen manchmal nicht und lösen Unsicherheit und Befremden aus.

Im Bestreben, das Fremde, das Andere, das Neue im Unterschied zum Vertrauten und Eigenen zu benennen und sich davon abzugrenzen, liegt ein stabilisierender und Orientierung gebender Faktor, der Sicherheit und Routine wiederherstellt. Wir definieren das Vertraute und Eigene als das Normale und nehmen uns damit gleichzeitig die Definitionsmacht, mit der wir soziale Kontrolle ausüben.

Die Begegnung mit unbekannten, fremden Situationen kann als Chance genützt aber auch als Bedrohung erlebt werden. Wie einzelne Personen mit Fremdheit umgehen, hängt weitgehend davon ab, ob sie sich in ihrer Identität als gefestigt erleben und eine innere Stabilität und Sicherheit entwickelt haben.

Identität als zentraler Begriff

Identität entsteht im Spannungsfeld von Individuum und Kultur, in der Auseinandersetzung mit gesellschaftlichen Normen, Zielen und Werten. Im Umgang mit dem Anderen sind wir gefordert, unsere eigenen Werthaltungen zu überprüfen und unsere Grenzen neu zu definieren. Je weiter wir die Grenzen unseres individuellen vertrauten Raumes ausdehnen können, indem wir dem Fremden offen begegnen und es in seiner Vielfalt integrieren, umso stärker werden sich unsere Identität und innere Sicherheit festigen.

Für die Entwicklung dieser Fähigkeit braucht es bestimmte Rahmenbedingungen, die uns Sicherheit erleben lassen. Dazu gehören eine gewisse Verlässlichkeit und Kontinuität im Alltagsleben, die Sicherheit stabiler Beziehungen und ein Ort, wo wir uns nicht bedroht, zugehörig und anerkannt fühlen. Fehlen diese Vorausset-

zungen, kann die Konfrontation mit dem Fremden Angst und in Folge massive Abwehrhandlungen in Form von Ausgrenzung und Abwertung auslösen.

Die fluide Gesellschaft

Identitätsfindung ist zu einer komplexen Herausforderung geworden in einer Gesellschaft, die durch große private, soziale, kulturelle und ökonomische Umbrüche gekennzeichnet ist. Familiäre und soziale Bindungen verlieren an Kraft, altvertraute Regeln und Traditionen gelten zunehmend nicht mehr, normative Lebensmuster fehlen. Der Begriff Globales Dorf steht für die Überwindung universeller Grenzen durch Digitalisierung und Mobilität. Zygmunt Baumann hat in seiner Gesellschaftsanalyse dafür den Begriff fluide Gesellschaft oder liquid modernity gefunden.

In einer Welt, in der alle Grenzen in Fluss sind, wird Identität an sich als offener Prozess erfahren, welcher uns immer wieder fordert, auf der Ebene der Identität, der Werte und der sozialen Beziehungen unsere individuellen Grenzen zu bestimmen.

Wer bestimmt die Regeln?

Entscheidend für einen respektvollen Umgang mit dem Fremden ist die Frage nach den Machtverhältnissen und den ökonomischen Rahmenbedingungen. Wir leben in einer Gesellschaft, in der das ökonomische und soziale Kapital ungleich verteilt ist. Die materielle Basissicherung und der Zugang zu sozialen Ressourcen als Grundvoraussetzung für die Entwicklung und Festigung von Identität sind nicht für alle Menschen gegeben. Identitätsfindung als fließender Prozess in Kommunikation mit sich selbst und der Umwelt ist nicht gleichförmig, an der gesellschaftlichen Diskussion über geltende Normen und Werte sind nicht alle Menschen gleich beteiligt. Es gibt Mehrheiten und Minderheiten, es gibt Menschen, die mehr Macht als andere haben zu definieren, was normal und gültig ist. In Anerkennung dieser Verhältnisse ist festzustellen, dass nicht alle Menschen gleiche Bedingungen vorfinden, ihre Vorstellungen darüber umzusetzen, wer sie sein wollen und wie sie ihr Leben verwirklichen wollen.

Zur Person: DSA **Veronika Spannring**, Beraterin bei MAFALDA mit dem Schwerpunkt Gewalt und Gewaltprävention, leitet Workshops für Mädchen und Multiplikatorinnen zu den Themen Gewaltprävention und Mädchenarbeit.

Zum Weiterlesen:

Baumann, Zygmunt (2000): *Liquid modernity*. Polity Press: Cambridge

Keupp, Heiner/**Ahbe**, Thomas/**Gmür**, Wolfgang (1999): *Identitätskonstruktionen. Das Patchwork der Identitäten in der Spätmoderne*. Rowohlt: Reinbek bei Hamburg

Keupp, Heiner (1998): *Zur Einführung. Für eine reflexive Sozialpsychologie*. In: Keupp, Heiner (Hrg.): Zugänge zum Subjekt. Suhrkamp: Frankfurt am Main, Seite 7–20

Trübswasser, Gerhild: *Das Eigene und das Fremde. Psychoanalytische Betrachtungen zum Umgang mit dem Fremden*, *http://www.truebswasser.com/pdf/eigene.pdf* (2010-05-12)

Interview Laura

Laura, du bist nach der Matura von Graz nach Wien gezogen und zwei Jahre später nach Berlin. Warum bist du aus Graz weggegangen und was hast du dir erhofft?

Ich bin wegen der Ausbildung weggegangen. Ich hab mich sehr gefreut auf mein neues, selbständiges Leben und mir zum Beispiel ausgemalt, was ich alles kochen werde. Für mich war das eine Herausforderung, die mir Spaß gemacht hat.

Hast du dafür etwas aufgeben müssen?

Ja, die Sicherheit, die Menschen haben, wenn sie in der Nähe ihrer Familie leben, die Gewissheit, nicht allein zu sein. Ich hab in dieser Zeit oft daran gedacht, wie das zum Beispiel für Mädchen aus Afghanistan sein muss, die nach Österreich kommen und die Sprache und Sitten nicht verstehen. Es ist schwierig, in dieser Situation Kontakte zu knüpfen.

Hast du Verständigungsschwierigkeiten gehabt, ist dir etwas fremd gewesen?

In Berlin ist mir die monotone Sprachmelodie der Menschen sehr aufgefallen, ich hab das als unhöflich empfunden. Auch meiden die Menschen in der Großstadt eher den Blickkontakt und schauen sich nicht in die Augen. Von Graz war ich da mehr Freundlichkeit und Herzlichkeit gewohnt. In Berlin hab ich die Art, wie sich die Menschen begrüßen, als sehr distanziert erlebt. Neu war für mich, dass sich die Männer bei der Begrüßung küssen.

Und in der Großstadt hab ich eher Angst, beklaut zu werden und bin da vorsichtig. Das S-Bahnfahren in Wien war mir immer unangenehm.

Was sind für dich Unterschiede zwischen Graz und Berlin?

Ich glaube, die Unterschiede lassen sich nicht so sehr durch die Lebensweise in der jeweiligen Stadt beschreiben, sondern durch die Art, wie sich die Menschen begegnen. In Berlin kommen die Menschen aus vielen unterschiedlichen Kulturen und Ländern, in Graz hab ich in der Schule nur ÖsterreicherInnen, Kro-

atInnen und TürkInnen kennen gelernt. Dadurch ist die Atmosphäre in Berlin automatisch offener und toleranter, es gibt weniger Rassismus. In Graz fallen dir zum Beispiel Farbige auf, wenn sie in die Straßenbahn einsteigen, in Berlin schaut da niemand hin.

In Graz ist die Stimmung familiärer. Man trifft überall Bekannte und FreundInnen, die Umgebung ist vertraut. Das hat gleichzeitig den Nachteil, dass man schwer neue Leute kennen lernt und das Ausgehen am Abend weniger aufregend ist.

Wie würdest du das Leben in Berlin beschreiben?

Das Leben in Berlin ist anonymer, es gibt weniger soziale Kontrolle. Man fühlt sich freier, weniger kontrolliert. Andererseits hab ich den Eindruck, dass viele Menschen in meiner Umgebung den Druck haben, ganz individuell und einzigartig sein zu müssen. Manche Leute verstellen sich nur um aufzufallen – normal zu sein ist out.

Anstrengend in Berlin ist auch, dass es im Winter so früh dunkel wird.

Was hat dir dabei geholfen, dich in deiner neuen Umgebung zu Recht zu finden?

Ich hab mir Zeit genommen um die Stadt und vor allem die Leute dort kennen zu lernen. Wichtig für mich war auch, meinen eigenen Platz zu haben, ein Zimmer, in dem ich es mir gemütlich machen kann und in dem ich mich daheim fühlen kann. Am Anfang bin ich immer zu Fuß meine Wohngegend abgegangen, damit ich mich zu Recht finde und vertraut mache. Wichtig war für mich auch, dass ich eine Alltagsstruktur gehabt habe und gewusst habe, was ich zu tun hab.

Interview Franka

Hallo Franka, du bist im vorigen Jahr von einem Dorf in der Oststeiermark zum Studium nach Graz gezogen. Welche Unterschiede gibt es für dich zwischen Dorf und Stadt?

Die zwei wichtigsten Begriffe in der Beschreibung der Unterschiede sind Anonymität und Natur. In der Stadt ist es laut, es gibt Verkehrslärm. Wenn ich in unserem Dorf vor unser Haus gehe, ist es leise, alle Geräusche sind vertraut. Man hat das Gefühl, alles ist weit und unendlich. Ich fühle mich freier als in der Stadt, weil nicht alles geregelt ist. Die Natur ist wilder, manches Mal kommen die Rehe aus dem Wald. Es gibt viele Gerüche, hin und wieder stinkt es auch, nach Silo zum Beispiel. Viele Arbeiten werden gemeinsam erledigt. In unserer Familie ist das so organisiert, dass nicht jedem Familienmitglied bestimmte Aufgaben zugeteilt sind, sondern dass alle gemeinsam anpacken, wenn es notwendig ist, zum Bei-

spiel beim Heuarbeiten. Im Dorf lebe ich in dem Bewusstsein, nicht allein zu sein. Alle kennen mich, ich werde von allen wahrgenommen. Das gibt mir das Gefühl von Verwurzelt-Sein und Heimat.

Wie hast du dir das Leben in der Stadt vorgestellt? Was hast du dir von deinem „neuen" Leben erwartet?

Ich habe mir erwartet, dass ich in Graz frei und unabhängig sein werde und mein eigenes Leben führen werde, ohne dass meine Eltern einen prüfenden Blick darauf werfen. Ich war bereit, sehr viel dafür zu tun, damit ich mir das auch leisten kann.

Haben sich deine Erwartungen erfüllt?

Ja, sie haben sich auf jeden Fall erfüllt. Meine Eltern haben mich auch nie zurückgehalten und darauf vertraut, dass ich das schaffen kann. Es ist für mich ein schönes Gefühl, dass ich hier mein eigenes „Nest" habe und es selbst gestalten kann. Ich habe mir das Leben in der Stadt genauso vorgestellt, wie es jetzt ist.

Auch wenn mich im Dorf alle kennen, genieße ich die Anonymität in Graz sehr, ich kann auf der Straße an den Menschen vorübergehen, ohne sie grüßen zu müssen. Auf dem Land wäre das nahezu unhöflich.

Wie erlebst du die Universität?

Mir gefällt es auf der Uni sehr gut, es gibt keinen Druck, ich kann mir alles selbst einteilen und das machen, was mich interessiert. Wenn ich eine Prüfung verhaue, ist es meine eigene Verantwortung und ich muss die Konsequenzen dafür tragen. Die Atmosphäre ist ungezwungen und es gibt wenig Konkurrenz. Die Schule war für mich das Gegenteil davon. Da war alles genormt, es gab wenig Freiraum.

Hast du dich auf der Uni fremd gefühlt?

Ja, das war am Anfang. Bevor ich mich für das Studium entschieden habe, habe ich mir Informationen über das Studium eingeholt. Ich hab auch mit einer Studentin dieser Studienrichtung über das Studium gesprochen. Dann hab mich im Internet über das Curriculum informiert. Es hat einen modularen Aufbau und ich hab nicht verstanden, welche Module ich für den ersten Studienabschnitt brauche und wie ich mich für die einzelnen Lehrveranstaltungen anmelden muss.

Ich hab mich dann mit einer Freundin, die auch studiert, an einem Abend vor den Computer gesetzt. Mit ihr gemeinsam hab ich herausgefunden, wie das modulare System funktioniert. Sie hat mir aus ihrer Erfahrung geraten, für wie viele Lehrveranstaltungen ich mich pro Semester anmelden soll und wir haben einen Stundenplan erstellt.

Vor den ersten Vorlesungen war ich verunsichert und nervös, weil ich nicht wusste, was auf mich zukommt. Ich hab mir im Internet einen Plan von den einzelnen Instituten und Hörsälen herausgesucht. Einige Zeit vor Beginn der Vorlesungen bin ich zum betreffenden Hörsaal gegangen, damit mir genug Zeit bleibt, den Weg dorthin zu finden. Dabei hoffte ich ständig, dass ich wohl richtig bin. Im Hörsaal waren unglaublich viele Leute und ich musste am Boden sitzen. Das löste bei mir das Gefühl aus, dass ich eine von vielen bin, dass ich nicht gesehen werde und dass ich in der Menge untergehe. Andererseits war da auch das Gefühl, dass ich nicht beobachtet werde und nicht den Augen einer Lehrperson ausgesetzt bin, ein angenehmes Gefühl eigentlich. Ich hab‘ es auch genossen, mit so vielen interessanten und unterschiedlichen Menschen dort zu sein.

Inzwischen fühle ich mich auf der Uni nicht mehr fremd und genieße den Betrieb und das Studienangebot. Unterstützend war für mich, dass meine Freundin mir am Anfang geholfen hat, dass ich auf der Uni so viele interessante Menschen kennen gelernt und dort Freundschaften geschlossen habe.

Interview Lina

Lina, du bist unter sehr dramatischen Umständen nach Österreich gekommen.

Ja, ich habe bis zu meinem 14. Lebensjahr in Beirut, Libanon gelebt, ich bin Christin. Im August 2006 habe ich im Zuge der Auseinandersetzungen eine Kugel in den Kopf bekommen. Es war ein Querschläger. Durch ein Hilfsprogramm für Kriegsopfer der italienischen Regierung bin ich nach der Operation in Bergamo in einer Klinik für Physiotherapie acht Monate lang behandelt worden und dann in den Libanon zurückgekehrt. Mein Fall wurde im Libanon bekannt, weil ich im libanesischen Fernsehen bei einer Reality Show mitgemacht habe. Meine Familie wurde in der Folge bedroht, so dass wir schließlich das Land verlassen mussten. Wir sind auf dem Landweg über Syrien, die Türkei und Ungarn geflüchtet, unser Ziel war Italien. Auf dem Weg durch Österreich bekam ich große gesundheitliche Probleme als Folge meiner Kopfverletzung und wurde in das AKH Wien gebracht. Nach der Entlassung aus dem Krankenhaus kam ich mit meiner Familie in das Lager Traiskirchen. Dort habe ich mich sehr unwohl gefühlt. Das Essen hat uns nicht geschmeckt, ich hab vor den Menschen Angst gehabt, weil sie mir so fremd waren. Niemand hat gelächelt, alle hatten den Blick zu Boden gerichtet und sind sogar in mich hineingerannt. Alle waren mit sich selbst beschäftigt, alle mussten warten. Ich dachte immer an die Zukunft und durfte nicht in die Schule gehen. Wir wollten nur zu Hause sein und keinen Kontakt mit den anderen haben. Wir sind zum Essen auch nicht in den Essraum gegangen. Nach sieben Monaten bekamen wir einen Pass und über Umwege bin ich in Graz gelandet. Mein erstes Schuljahr in Österreich hab ich als außerordentliche Schülerin verbracht.

Wie geht es dir in Österreich?

Ich bin in einem fremden Land mit einer fremden Sprache und kann meine Oma nicht sehen. Ich bin sehr angespannt und soll mich auf das Lernen konzentrieren, muss aber immerzu nachdenken. Ich kann nicht ohne Weinen leben. Ich habe keine richtigen Freundinnen, weil ich die Sprache sehr schwer verstehe. Es ist für beide Seiten sehr anstrengend, ständig nachfragen und erklären zu müssen. Wenn die Leute mit mir zum Beispiel beim Einkaufen deutsch reden, ist es mir oft peinlich, weil ich ihren Dialekt nicht verstehe und auf Englisch noch einmal nachfragen muss. Ich nehme mein elektronisches Wörterbuch überall hin mit und schreibe mir die Wörter auf, die ich nicht verstehe.

Ich kann mich auch nicht amüsieren, weil ich mich ständig auf die Sprache konzentrieren muss. An den Nachmittagen bin ich allein, ich lerne oder spiele Klavier. Ich möchte noch gerne Italienisch lernen, in Italien habe ich mich sehr wohl gefühlt.

Wie bist du in der Schule aufgenommen worden?

Als ich das erste Mal in die Klasse gekommen bin, sind alle zu mir hergekommen, haben sich für mich interessiert und mir Fragen gestellt. Nachdem ich alle Fragen beantwortet hatte, sind sie wieder weggegangen. Ich glaube, das ist, weil mein Deutsch schlecht ist. Ich habe mich verlassen gefühlt. Die Schülerinnen und Schüler meiner Klasse sind drei Jahre jünger als ich, letztes Jahr habe ich es aufgegeben, in der Klasse gute Kontakte zu knüpfen. Heuer bin ich in einer neuen Klasse. Da geht es mir besser und ich bin kämpferischer. Für den Klassenabend habe ich eine Band zusammengestellt. Ich komponiere auch und schreibe Liedertexte.

Was ist für dich in Österreich anders als im Libanon?

Ich vermisse Freundschaften und es fällt mir hier schwer, erfolgreich zu sein wegen der Sprache. Andere Unterschiede kann ich nicht sehen, der Lebensstil ist sehr ähnlich.

Interview Ayse

Ayse, du hast vergangenen Sommer geheiratet und bist nach deiner Hochzeit von Wien nach Stuttgart gezogen, weil die Familie deines Mannes dort lebt.
Wie hast du deinen Mann kennengelernt?

Die Familie meiner Mutter hat ihn mir als Bräutigam vorgeschlagen und den Kontakt hergestellt. Unsere beiden Familien sind türkisch und kommen aus derselben Stadt im Süden der Türkei. Mein Mann und ich waren ein Jahr lang in Kontakt – hauptsächlich telefonisch, bevor wir uns verlobt haben. In dieser Zeit haben wir besprochen, wie wir zusammen leben wollen. Wir haben vereinbart, dass wir eine eigene Wohnung haben werden und nicht mit den Schwiegereltern in einer gemeinsamen Wohnung leben wollen. Wir haben auch darüber gesprochen, wie wir unsere Kinder erziehen wollen. Für mich war besonders unser Übereinkommen wichtig, dass ich in Stuttgart eine Ausbildung machen werde, um dann berufstätig sein zu können.

Was hast Du Dir von Deinem Leben als verheiratete Frau erwartet?

Ich habe mir erwartet, dass wir beide in Frieden und in gegenseitigem Respekt zusammen leben werden, so wie ich das bei meinen Eltern gesehen habe. Mein Vater und meine Mutter gehen sehr partnerschaftlich und liebevoll miteinander um. Wenn mein Vater von der Arbeit nach Hause kommt, ist er meist gut gelaunt und hilft meiner Mutter in der Küche. In wichtigen Dingen besprechen sie sich gemeinsam. Ich habe mir einen aufmerksamen, geduldigen Ehemann gewünscht, der Gefühle zeigen kann. Mir war klar, dass es für mich in einer fremden Stadt und einer neuen Familie nicht leicht sein wird. Mein Mann hat mir aber versprochen, dass er zu mir halten wird und mich auch seiner Familie gegenüber unterstützen wird.

Was hat sich nach der Hochzeit in Deinem Leben verändert?

In der Familie meines Mannes fühle ich mich sehr kontrolliert. Von meiner Familie kenne ich das nicht. In meiner Familie sind wir Mädchen frei, wir können gehen, wohin wir wollen, außer es ist am Abend gefährlich. In der Familie meines Mannes kann ich nicht ohne Begleitung einkaufen gehen. Meine Schwiegereltern möchten, dass ich sie täglich besuche und ich meine Zeit mit ihnen verbringe. Wenn ich in unserer Wohnung bin, halten sie ständig telefonisch Kontakt mit mir. Mein Mann arbeitet, seine Familie hat es mir bisher nicht ermöglicht, dass ich eine Arbeit annehme. Aus diesem Grund bin ich oft allein. Für meinen Mann steht seine Familie an erster Stelle, für mich unsere Beziehung. Das ist auch der Grund, warum mein Mann nicht an meiner Seite stehen kann, oft fehlt ihm der Mut. Ich würde gerne offen sagen können, dass wir einkaufen gehen wollen, anstatt uns mit der Familie zu treffen. Mir wäre wichtig, dass wir als Ehepaar glücklich sind,

für meinen Mann ist in erster Linie wichtig, den Wünschen seiner Familie zu entsprechen. In der Familie meines Mannes spielt auch Geld eine wichtige Rolle, das war in meiner Familie ganz anders.

Welche Unterstützung brauchst Du, damit Du Dich in dieser neuen Situation zurechtfinden kannst?

Ich brauche Menschen, mit denen ich über meine Situation reden kann. Und ich werde es weiter probieren, damit ich mir selbst später nicht vorwerfen kann, ich hätte es nicht versucht.

Daniela

Die Vernetzungstreffen, die gemeinsame Konzeption und Ausarbeitung des Readers sowie die Seminare haben einen Raum geschaffen, in dem ich mich selbst und gesellschaftliche Mechanismen weiter reflektieren konnte. Im Arbeitsalltag unter Zeitdruck und Stress ist das oft nur schwer möglich. Unser individualisierter Lebensstil verdrängt oft den gegenseitigen Austausch über die unmittelbaren eigenen Betroffenheiten hinaus und kollektives Bewusstsein rückt in den Hintergrund. Für mich war es spannend und sehr wichtig, mich und mein Umfeld zu hinterfragen.

Alle AkteurInnen und TeilnehmerInnen des Querschnittsprojektes waren wichtige Gegenüber – um zuzuhören, zu diskutieren, nachzudenken und neue Perspektiven erkennen zu können. Vor allem aber wurde ich angeregt, neu zu reflektieren, auch Wörter und deren Verwendung in Zusammenhang mit dem jeweiligen Kontext, Interesse und Ziel.

Daniela Deutsch,
Mitarbeiterin im Verein maiz – Zentrum von und für Migrantinnen, Linz

Die Geschichte von Nilgün

Ich bin in einem Dorf geboren als zweites Kind zwischen zwei Schwestern, die ältere ist vier Jahre älter, die jüngere zwei Jahre jünger als ich. Mit fünf Jahren bin ich in die Stadt übersiedelt. Meine ältere Schwester hat immer gearbeitet, mit elf Jahren hat sie angefangen in der Textilfabrik zu arbeiten. Viele Mädchen mussten aus finanziellen Gründen arbeiten. Ich habe mich nie als mittlere Schwester gefühlt, sondern als ältere, weil ich auf meine jüngere Schwester aufpassen musste. Meine ältere Schwester brachte Geld und so musste ich im Haushalt arbeiten, staubsaugen, wischen und auf die kleine Schwester aufpassen.

In der Textilfabrik haben sie auf die Handtücher, Geschirrtücher und Schürzen verschiedene Motiven sticken. In einer Maschine waren gleichzeitig 12 Handtücher zum sticken. Nach der Hauptschule habe ich auch drei Monate in der Fabrik gearbeitet. Wenn der Faden reißt, stoppt die ganze Maschine und ich musste das in Ordnung bringen und weiter starten.

Als ich fünf Jahre alt war, pflegte mein Vater einen großen Orangengarten. Er erhielt dafür Lohn, aber keine Versicherung, meine Mutter arbeitete auch mit und bekam nichts.

Wegen schlechten Arbeitsmöglichkeiten wollten meine Eltern nach Österreich zu gehen, weil dort schon eine Tante mit ihrem Mann und vier Kindern lebte. Mein Vater ist dann gegangen. Er bekam aber vier Jahre lang keinen Job und wohnte bei meiner Tante. Dann mietete er sich ein eigenes Zimmer, das auch von den Verwandten bezahlt wurde. So häufte er Schulden an.

Wir waren in der Türkei allein. Die Mutter schaffte die Arbeit alleine im Garten nicht mehr und wir hatten eine sehr schlechte Wohnung, ohne richtiges Bad und ohne richtige Küche. Die Mutter konnte sich aber nicht mehr leisten. Sie ist als Putzfrau arbeiten gegangen und hat sich davon die Versicherung bezahlt. Nach

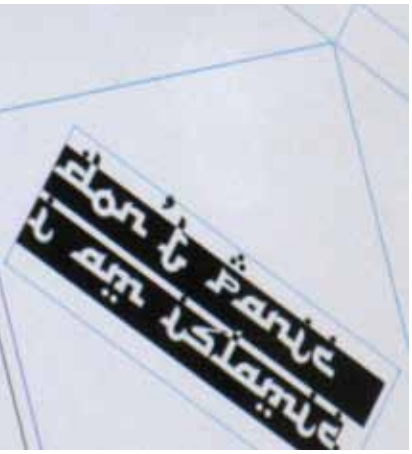
der Arbeit hat sie Milch von einem Bauern von Tür zu Tür getragen, wir Mädchen waren auch immer mit. Trotzdem sind die vier Jahre ganz gut gegangen, wir hatten Geld.

Meine Mutter hat sieben Tage in der Woche gearbeitet von 8 Uhr früh bis 20 Uhr abends. Sie hat für 10 bis 15 Leute geputzt. Das Geld hat sie jedes Mal oder jedes zweite Mal bekommen. Wir Mädchen waren den ganzen Tag alleine, die älteste Schwester hat in der Textilfabrik gearbeitet bis sie mit 21 Jahren verheiratet wurde. Meine Schwester und ich waren sechs und acht und sind zusammen in die Schule gegangen. Mit neun Jahren habe ich zu kochen angefangen. Meine Mutter ist immer erst um 20 Uhr abends von der Arbeit gekommen.

Meine Mutter hat dann aus ihrem Heimatdorf drei Schwestern in unserer kleinen Wohnung aufgenommen. Sie hätten sonst heiraten müssen, die jüngste war nicht viel älter als meine ältere Schwester. Sie haben alle gearbeitet und Geld verdient und haben dann in unserer Nähe ein Zimmer gemietet. Mein Großvater wollte das nicht. Meine Mutter hätte nach dem Weggehen meines Vaters ins Dorf zurückkehren sollen. Sie hat da aber keine Zukunft gesehen. Nicht für sich und ihre Töchter und auch nicht für ihre Schwestern. Meine Tanten sind ihr jetzt sehr dankbar dafür. Sie haben auch in der Textilfabrik gearbeitet, waren versichert und sie haben sich gegenseitig unterstützt.

Ein Onkel von mir hat in Linz gelebt und im Sommerurlaub gesehen, wie schlecht wir wohnen. Er hat dann eine Wohnung gekauft und uns drinnen wohnen lassen. Wir hatten den zweiten Stock mit Wohnzimmer, Küche, zwei Kinderzimmern und noch einem Gästezimmer. Wir haben zwei Jahre dort ohne Miete gewohnt. Da hat meine Mutter Geld sparen können. Wir hatten noch eine Wohnung in unserem Heimatdorf, die hat sie verkauft und in der Stadt eine neue Wohnung gekauft. Inzwischen hatte auch mein Vater in Österreich Arbeit gefunden und konnte Geld schicken. Meine Mutter hat aber nie aufgehört zu arbeiten.

Nach der Hauptschule wollte ich auch arbeiten, aber meine Mutter wollte, dass ich ins Gymnasium gehe. Meine ältere Schwester war inzwischen Schichtleiterin und ich wollte dort arbeiten. Ich habe dort drei Monate gearbeitet. Aber dann bin ich doch ins Gymnasium gegangen. Mit dem Geld, das ich in den drei Monaten in der Arbeit verdient hatte, konnte ich meine Bücher selber kaufen. Ich wollte nicht in der Fabrik bleiben. Wir haben in drei Schichten gearbeitet: eine von 6.00 Uhr bis 14.00 Uhr, von 14.00 bis 22.00 Abend, von 22.00 Uhr bis zum 6.00 Uhr früh. Eine Woche geht man Frühschicht, dann geht man in die nächste Schicht. Die Maschinen haben durchgehend gearbeitet, auch am Wochenende.



Drei Jahre habe ich die Handelsakademie besucht. Mein Onkel hat meine Mutter immer beraten, wenn sie nicht wusste, was sie tun sollte, bei Versicherungs- und Bankangelegenheiten, wegen der Wohnung etc. Mein Vater war ja in Tirol und zu meinem Großvater konnte sie nicht gehen, weil der immer nur wollte, dass sie ins Dorf zurückkommt. Mein Onkel wollte, dass ich die Handelsschule besuche und Buchhaltung lerne, dann hätte ich in seinem Geschäft arbeiten können. Mit einem Gymnasium habe ich Berufsausbildung gemacht. Meine Eltern waren der Meinung, wenn ich die Aufnahmeprüfung zur Universität nicht schaffe und dann nicht studieren könne, dann hätte ich trotzdem einen Beruf. Ich habe die Handelsschule immer gehasst. Ich hasse Buchhaltung und Mathematik. Ich hatte die schlechteste Note in Mathematik und die zweitschlechteste in Buchhaltung.

Mein Vater hat einen Job gehabt und Geld geschickt. Als ich 17 Jahre alt war, ist meine Mutter nach Österreich gekommen. Weil meine Mutter krank war und sich in Österreich operieren lassen wollte, kam sie her. Die Frage war immer, ob wir nachkommen sollen oder nicht. Mein Vater hat nicht rechtzeitig eine Wohnung gemietet und für meine ältere Schwester war es zu spät. Sie war dann schon über 18 Jahre alt und konnte nicht mehr mit uns kommen. Die Idee war, dass ich auf mich und auf die kleine Schwester aufpassen könne. Ich war 17 Jahre alt und allein mit meiner jüngeren Schwester.

Ich habe das Gymnasium fertig gemacht und wieder angefangen zu arbeiten in einem Schreibwarengeschäft. Dann habe ich die Universitätsprüfung gemacht. Das ist wie eine Matura. Wir bekommen vom Gymnasium ein Zertifikat, das reicht aber nicht zum studieren. Einmal im Jahr ist eine große dreistündige Uni-Aufnahmeprüfung. Das erste Mal habe ich sie nicht geschafft, weil ich immer mit meiner jüngeren Schwester beschäftigt war. Für mich war es nicht egal, ob jemand zu Hause ist oder nicht. Ich habe regelmäßig geputzt und geschaut ob wir Lebensmittel haben. Ich bin in die Sprechstunden gegangen für meine Schwester. Nach der Prüfung habe ich 12 Stunden zu arbeiten angefangen, drei Monate lang. Dann habe ich zwei Semester lang einen Kurs besucht, um die Aufnahmeprüfung zu schaffen. Das hat viel gekostet. Ich habe das vom Geld der Familie bezahlt. Drei Monate waren Probezeit, in der ich das halbe Gehalt bekommen habe. Das war genug für tägliche Einkäufe.

In einem Jahr hat die jüngere Schwester ein Visum für Österreich bekommen. Ich nicht, weil ich inzwischen schon 18 war. Die Fremdenpolizei hat aber vorgeschlagen, dass ich kommen kann, wenn ich die Uniprüfung schaffe. Mutter dachte, wenn ich die Prüfung nicht schaffe, soll ich heiraten.

1999 im April kam die jüngere Schwester nach Tirol und ich habe den Kurs besucht. Der Chef vom Schreibwarengeschäft wollte mich fix anstellen, aber ich wollte den Kurs. Ich wollte immer lernen, obwohl ich nicht gut war bei den Noten.

Ich habe mit dem Kurs die Uni-Aufnahmeprüfung im Juli 1999 geschafft. Ich wohnte in der Westtürkei und hatte nie andere Stadt besucht und daher habe ich unter den Hochschulstädten nur solche ausgewählt, die anderswo waren. Alle wollten, dass ich meinen Wohnort auswähle, ich habe nicht gesagt, welche Stadt ich wähle. Die Auswahl läuft in der Türkei nach Punkten, je mehr man hat, desto eher kommt die Stadt, die man ausgewählt hat. Ich war sechs Monate in einer Stadt, die 20 Stunden mit dem Bus entfernt war. Meine Mutter hörte es und hatte Angst. Es war in der Türkei keine ruhige Zeit damals. Mein Onkel ist mit mir hingefahren, um mir bei der Wohnungssuche zu helfen. Ich habe mit fünf Studienkolleginnen aus verschiedenen Städten eine Wohngemeinschaft gehabt, drei in einem Zimmer und zwei im anderen. Die Wohnung war günstig, in Uni nähe und schon für Studierende hergerichtet. 50 Türkische Lira haben wir insgesamt bezahlt, zehn pro Mädchen. Nach sechs Monaten hat meine Mutter versucht, dass ich in Österreich weiter studieren kann. Ich habe viele Unterlagen schicken müssen, aber dann hat es die Universität bestätigt und im April 2000 war ich in. Meine Eltern wohnten nicht in der Universitätsstadt. Da war ich dann ganz allein mit beinahe null Deutschkenntnissen.

Es gab etwas deutsch in der Handelsschule, aber ohne Praxis. Ich habe nie kapiert, wie man etwas ausdrückt, wir haben nur die einzelnen Wörter gelernt. Ich war in einer staatlichen Schule, da war die Qualität nicht gut. Es gibt in der Türkei viele Privatschulen, wo es besser ist. Meine Universität in der Türkei war staatlich und auch beinahe kostenlos.

In Österreich zuerst bin ich vom Wohnort meiner Eltern zur Universitätsstadt gependelt. Vier Semester lang habe ich nur Deutschkurse gemacht. Deutschkurs war einmal in der Woche, dann bin ich wieder nach Hause gefahren. Ich musste sechs Stunden fahren für eineinhalb Stunden Deutschkurs. Mein ganzer Bekanntenkreis aber war türkisch. So habe ich nicht viel gelernt. Im Sommer habe ich versucht zu üben, aber ich bin mit niemandem ins Gespräch gekommen, es gab bei uns zu Hause kein Fernsehen, kein Radio, meine Mutter hatte immer türkisch sprechenden Besuch. Mein Vater hatte kein Geld für mich, damit ich in der Universitätsstadt hätte wohnen können. Aber auch da habe ich nicht wirklich Deutsch lernen können.

Im Februar 2001 wollte ich weg, ich habe angesucht für das Studentenheim, aber ich bekam keinen Platz. Dann habe ich weiter gesucht und in einem Studen-

tenheim einen Doppelzimmer bekommen. Meine Zimmerkollegin war deutschsprachig. Im Fernsehraum und überall waren Leute, die deutsch sprechen konnten, da habe ich angefangen richtig deutsch zu reden. Ich war mit dem Wörterbuch unterwegs. Ich habe immer alles aufschreiben lassen, weil ich es beim Zuhören nicht verstanden habe. Wenn ich jetzt nachdenke, weiß ich nicht, mit welcher Kraft ich das gemacht habe. Ich könnte jetzt nicht mehr von Null anfangen zum Studieren.

Jedes Semester musste ich das Zeugnis bei der Fremdenpolizei zeigen, um den Erfolg nachzuweisen. Ich bin immer mit meiner Freundin hingegangen, weil ich sie nicht richtig verstanden habe und sie nicht tolerant waren. Ich habe immer deutsch reden müssen und habe es immer wieder für sechs Monate geschafft, das Visum zu bekommen. Jedes Mal habe ich bezahlt. Ich habe am Anfang nie ein Jahr bekommen, das hätte das gleiche gekostet. Schwierig war, dass das Visum immer eine Woche vor der Prüfung ausgelaufen ist. So musste ich immer hingehen und sagen, dass die Prüfung erst in einer Woche sein wird. Das hat immer viel Kopfweh bedeutet. Jedes mal der Druck, was ist, wenn ich es nicht schaffe. Meine Mutter war traurig, wenn wieder die Drohung im Raum stand, dass ich zurück gehen müsste. Meine Mutter hat so viel gekämpft und viel Geld ausgegeben für mich, daher wollte ich nicht, dass das umsonst ist. In der Türkei allein zu sein ist auch nicht leicht. Eine Ergänzungsprüfung im dritten Semester habe ich dann wegen zu geringer Deutschkenntnisse nicht geschafft. Ich hatte schriftlich eine Fünf. Aber die Leiterin der Fremdsprachenkurse hat einen Brief an die Fremdenpolizei geschrieben, damit habe ich noch ein Semester das Visum bekommen. Dann habe ich einen Vierer geschafft und angefangen zu studieren.

Ich habe zuerst nicht gewusst, was ich studieren wollte, aber dann mit Erziehungswissenschaft angefangen. Die ersten beiden Semester waren für mich das reine Chaos. Ich musste einmal schauen, was für eine Studienrichtung ist und wie das System überhaupt funktioniert. Ich habe den Studienführer durchgearbeitet, überall nachgefragt und alles aufgeschrieben. Erst im 3. Semester konnte ich meine Sprachkenntnisse benutzen. Zur Krankenkasse oder anderen wichtigen Terminen bin ich immer mit dem Wörterbuch gegangen. 2004 habe ich den Hauptwohnsitz in der Universitätsstadt angemeldet. Inzwischen habe ich angefangen zu putzen. Das war auch nicht leicht zu bekommen. Ich habe die Anzeigen gelesen und nicht verstanden, wo die Adressen sind. Ich habe ein Monatsticket für den Bus gekauft und bin mit dem Stadtplan drinnen gesessen und habe geschaut, wo der Bus fährt.

Nach einem Monat war ich mit den Adressen sicher, ich wusste, wie der Busverkehr funktioniert. Einmal habe ich gezählt, dass ich insgesamt in 30 verschiedenen Haushalten (2003–2009) geputzt habe.

Dann habe ich mit einer guten Freundin im internationalen Studentenheim zwei Zimmer mit einer gemeinsamen Küche bekommen. Wir hatten einen ähnlichen Lebensstil, das war gut. Zwei Semester habe ich dort gewohnt, 300 Euro monatlich. Es war Luxus: eine Putzfrau ist einmal in der Woche gekommen, ich hatte auch einen Fernseher und ein Radio vom Putzereigeld. Ich wollte schon ein Jahr lang einen Fernseher kaufen, aber die 100 Euro hatte ich nicht. Meine Familie konnte mir nur Unterstützung für Lebensmittel gegeben, sonst nicht mehr. Durch das Putzen hatte ich mehr Geld aber weniger Zeit zum studieren.

Später ist meine Freundin ausgezogen und ich habe versucht, eine günstige Wohnung zu bekommen. Ich fand dann ein Zimmer um 200 Euro bei einer älteren Dame mit vier Katzen. Ich habe viel gearbeitet, jedes Semester hatte ich andere Jobs, meist auf Empfehlung. Das ist ganz gut gegangen. Auf der Uni bin ich oft Vorlesungen ohne Anmeldung gegangen, weil ich sowieso nicht alles verstehen konnte. Deshalb habe ich viele Vorlesungen doppelt gemacht oder die Notizen von anderen kopiert. Manche haben nicht verstanden, warum ich das mache. 2003 habe ich mit einer Österreicherin kennen gelernt, das war der erste Schritt zu einem Frauenverein, bei dem ich heute noch bin und zu netten Leuten. Ich hatte keine Konversationsstunden und keine Zeit dazu. Ich habe viel geweint, weil meine Energie auf null war.

Meine Freundin ist wieder gekommen und ich bin wieder mit ihr zusammen gezogen. Wir hatten eine Garconniere um 450. Als sie wieder weggegangen ist, suchte ich eine Nachmieterin und fand eine Italienerin, dann eine andere Italienerin, dann eine Türkin und dann meine Schwester. Meine Schwester hat als Kellnerin gearbeitet, sie ist 2006 nach Innsbruck gekommen.

Dazwischen musste ich immer zu meinen Eltern fahren und um meine Mutter zu Klinikterminen bringen. Meine Eltern haben auch erwartet, dass ich am Wochenende zu Hause bei ihnen bin. Sie wollten, dass ich das Studium fertig mache und zu ihnen komme. Ich konnte aber nicht so schnell fertig machen und wollte, dass meine Eltern in meine Stadt kommen. Das Hin- und Herfahren war sehr schwierig für mich.

Ich habe überall meine Texte gelesen, im Zug, im Bus, beim Klinik Terminen… Ich hatte überhaupt keine Zeit zum lernen, ich wollte nur verstehen, um was es geht. Oft bin ich hingegangen und habe nichts verstanden und musste wieder

von Vorlesung weggehen. Ich habe in der Bezirksstadt keine Zukunft gesehen, meine Eltern haben immer Angst gehabt. Ich habe immer gesagt, wenn wir alle hier zusammen wohnen ist es für alle praktischer, nicht nur für mich. Meine Mutter hat auch gedacht, mit 55 könne sie nicht neu anfangen in einer fremden Stadt. 2007 habe ich aber gesagt, ich nehme meine Mutter und meine Schwester zu mir und sie konnten es nicht mehr verhindern, weil ich für meine Schwester einen job gefunden habe.

2006 ist meine Schwester verheiratet. Sie hat Unterlagen für ihren Mann geschickt, damit er auch herkommen kann. Nach einem Jahr konnte er kommen. Ich habe dann auch für meinen Vater einen Job gesucht, meine Mutter hat statt mir geputzt. Inzwischen habe ich Arbeit für mich gefunden. Eine Wohnung habe ich mit Hilfe einer Mentorin gefunden. Ich konnte in der Zeit keine Seminararbeit schreiben, da ich keine Zeit hatte. Im Dezember 2007 ist meine Mutter gekommen. Mein Vater ist geblieben, wurde aber nach zwei Monaten gekündigt und musste auch zu uns kommen. Seitdem ist mein Vater arbeitslos. Zuerst im Krankenstand, dann arbeitslos. Jetzt sucht er um Pension an, aber er hat nur 13 statt 15 Jahre gearbeitet. Derzeit wissen wir nicht, ob er eine Pension bekommt.

Ich habe inzwischen drei Praktika gemacht, jedes Mal drei Monate. Ich musste das nicht machen, habe es aber gemacht, weil ich während Praktikum Zeit besser Sprache lernen kann. Ich habe viel gelernt, auch Leute kennen gelernt, aber

Josef

Mit „Kultur" verbinde ich … unter anderem: eine symbolische Welt, die ein Bild menschlicher Würde entwirft. Sie ermöglicht, dass wir uns in der so genannten realen Welt an diesem Bild orientieren können.

„Kultur" ist für mich wichtig, weil … ich sie als ein Spiel sehe, das keinen unmittelbaren Zweck hat. Sie kommt – wie der Mensch – oft „auf die leichtsinnigste Art und Weise zustande" (frei nach Bert Brecht).

„Kultur" halte ich für problematisch, wenn … sie verzweckt und überprofessionalisiert ist. Was produziert mehr Un-Kultur: Stammtisch oder Festspiele?

Josef Mautner, Literaturwissenschaftler und Theologe, Geschäftsführer in der Katholischen Aktion Salzburg, Mitarbeit in der Plattform für Menschenrechte Salzburg, 54 Jahre

ich hatte null Zeit für mich. Während Praktikum Zeit habe ich mir immer überlegt, was ich als Diplomarbeitsthema nehmen soll. Ich habe beim Praktikum mit Menschen mit besonderen Bedürfnissen viele Erfahrungen gesammelt und auch Interesse dafür. Dann habe ich im Zukunftszentrum eine Kompetenzenbilanz für mich erstellt, das wäre auch ein interessantes Thema.

Nächsten Semestern habe ich im Zukunftszentrum eine Ausbildung „kompetenzorientierter Beratung für Menschen mit Migrationshintergrund" gemacht. Da war ich sicher, dass ich über Kompetenzenbilanz schreiben will. Dann habe ich meine Vorlesungen fertig gehabt und ich habe mit der Betreuerin gesprochen und ein Exposee geschrieben und das hat gepasst für sie. Ich schreibe jetzt die Diplomarbeit.

Ich betreue seit 2005 im Verein „Selbstbestimmt Leben" eine Frau mit Behinderung, privat und am Arbeitsplatz, ich mache Kinderbetreuung, Baby Sitten und habe auch noch Putzjobs – einige aber nicht viele.

Ich fühle mich eigentlich gut, aber immer müde. Seit zwei Jahren habe ich Migräne und muss Medikamente nehmen. Ich fühle mich gut, weil meine Familie hier ist und ich alles organisieren kann. Durch die Kompetenzenbilanz kenne ich meine Stärke besser. Ich will die Geschichten der anderen Menschen kennen lernen, mich interessieren ihre Lebensläufe.

Ich habe die Rolle meiner Mutter übernommen, weil sie es aus Mangel an Deutsch-Kenntnissen nicht mehr konnte. Vielleicht hätte ich mein Studium schon fertig, wenn ich meine Familie in der Bezirksstadt gelassen hätte. Ich will aber nicht, dass sie immer Hilfe brauchen, wenn sie irgendein Termin hingehen müssen. Es war sehr belastend, aber jetzt sind sie hier und neben mir und ich kann alles organisieren, was sie nicht schaffen.

Eigentlich sollten sie für mich kämpfen und nicht umgekehrt. Ich habe zuerst die Rolle meiner älteren Schwester und dann die Rolle von meiner Mutter angenommen. Das hat meinem Charakter entsprochen. Ich fühle mich einfach zu Verantwortlich.

Ich möchte mein Studium bald fertig machen und schauen ob ich immer noch in Österreich bleiben will. Hier zu sein, bin ich seit zehn Jahren gewöhnt aber ich vermisse auch die Türkei sehr.

Die Geschichte von Samir

Ich wurde als erstes Kind in einer armenischen Familie geboren und eigentlich war alles friedlich in unserem Land. Nach dem Zerfall der Sowjetunion gab es Krieg in Aserbeidschan und meine Eltern haben mit mir und meinem Bruder die Flucht ergriffen und seitdem leben wir in fremdem Land. Es ist immer traurig, dass du deine Wurzeln nur mehr aus Büchern erlebst, aber selber nicht dort gelebt hast. Ich war 6 Jahre alt bei der Flucht und mein Bruder war fünf. Ich habe immer das Bild in meinem Kopf, dass mein Vater und meine Mutter in diesen schwierigen Zeiten immer am Arbeiten waren und wir allein zu Hause. Wir waren so brav, dass die Eltern sich das getraut haben. Wir haben in einem Block gewohnt, wir haben gespielt, auch die Wohnung geputzt. Meine Mutter war Verkäuferin in einem sehr bekannten Geschäft. Der Vater war als Elektroinstallateur in einer Firma für elektrische Anlagen zuständig. Aus Erzählungen weiß ich, dass der Arzt nach meiner Geburt die Wohnung meiner Eltern beanstandet hat, weil sie zu dunkel und schimmlig war. Es war ein denkmalgeschütztes altes Haus. Er hielt die Wohnung für gefährlich für ein neugeborenes Kind. Da sind meine Eltern mit mir zu meiner Großmutter gezogen. Nach zwei Jahren haben sie eine neue Wohnung gekauft. Wie wir umgezogen sind, habe ich Tag und Nacht geweint und gedacht ich sterbe gleich. Deshalb sind sie wieder zurück zur Oma. Nachdem ich den Geruch der Wohnung meiner Oma gerochen habe, habe ich 5 Tage nur geschlafen. Dann sind wir weitere 5 Jahre bei der Oma geblieben.

Schrecklich waren in unserem Land die Erdbeben. Es hat bis zur Hauptstadt Jerewan Erschütterungen gegeben. Wir sind aus dem Haus und haben den Tag über gezeltet. Wir haben Hubschrauber gesehen, die Verletzte transportiert haben. In den Straßen waren viele Tote – ich sehe dieses Bild noch vor mir. Wir haben zwei Familien, deren Haus kaputt war, zu uns geholt. Meine Mutter hat ihnen Platz ge-

macht und sie haben 2 Jahre mit uns gelebt. Eines ihrer Kinder ist beim Erdbeben gestorben, es war schrecklich mit zu erleben, wie sie das verarbeiten mussten. Viele haben sich gegenseitig geholfen, damit sie überleben konnten.

Unser Fluchtweg nach Europa ist in meiner Erinnerung. Die Fluchthelfer haben uns versprochen, dass wir ein Visum bekommen, um nach Deutschland auszureisen. Wir haben auch dafür gezahlt, aber wir sind durch viele Länder gekommen und es hat sich als Lüge herausgestellt. Wir sind mit dem Zug nach Moskau gereist, mehrere Tage durch die russische Landschaft. Die fremde Kultur zu sehen war für mich komisch. Dann hat man uns nach Polen gebracht und von dort mussten wir allein durch den Wald nach Deutschland gehen. Zwischen Polen und Deutschland war ein Fluss, der normal wenig Wasser führt, aber an diesem Tag war er sehr voll. Meine Mutter kann nicht schwimmen. Es war Nacht und wir waren unter anderen Leuten, andere Armenier, die nach Deutschland wollten. Vater hat mich und meinen Bruder auf die Schultern gesetzt und auf die andere Seite gebracht. Die Mutter hatte so Angst, dass sie vom Fluss weggerissen wurde. Dann waren wir drei auf der anderen Seite und meine Mutter nicht. Die Mutter schrie herüber geht, ich finde euch. Alle haben geweint, dann ist der Vater mit uns weiter und nach vielen Stunden zu Fuß waren wir in einer Stadt, wo alles weiß war, alles war schön und neu. Das war Deutschland. Wir sind in den Zug eingestiegen, wir waren sehr schmutzig. Dann ist die Polizei gekommen und hat uns alle in ein Lager gebracht. Wir haben um Asyl angesucht, die Polizisten haben Notizen gemacht und uns nach Jena gebracht in ein Lager. Dort haben wir mehrere Monate verbracht. Meinem Vater ging es schlecht, da er dachte, er hätte die Mutter für immer verloren. Wir waren auch traurig, haben immer nach der Mutter gefragt und er hat mit Ausreden geantwortet.

An einem sonnigen Tag am Ende des Frühlings haben ich und mein Bruder draußen mit Autos gespielt. Da ist ein Jungendlicher gekommen und hat gesagt, eure Mama ist da. Wir haben es nicht geglaubt, er hat gesagt: geht zum Eingang vor. Ich bin zum Tor gelaufen, mein Bruder zum Vater, dann habe ich meine Mutter gesehen, das ist sie, ich habe geweint und sie umarmt. Dann ist der Vater gekommen und alle waren froh. Im Lager, wo Menschen vieler Nationen gelebt haben, haben alle gewusst, dass wir unsere Mutter verloren hatten und jetzt haben sich alle gefreut. Sie hat erzählt, dass sie zur Schlepperorganisation gegangen ist und dort ein entsprechendes Theater gemacht hat. Sie haben ihr versprochen, dass sie ihre Kinder findet, damit sie Ruhe gibt. Sie hat auf einem Boot bestanden und sie haben extra ein Schlauchboot gekauft, um sie über den Fluss zu bringen. Als sie zum Fluss kamen, war kein Wasser da. Die Männer haben sie hinübergetra-

gen. Bei der Polizei hat sie gesagt, dass sie Mann und Kinder verloren hat und die Namen bekannt gegeben. Die deutschen. Behörden haben sie ins richtige Lager geschickt.

Dann ist es ganz gut gegangen. Wir waren es nicht gewohnt, eine gemeinsame Küche und ein gemeinsames Bad mit anderen zu haben. Wir hatten keine Privatsphäre, nur ein Zimmer. Wir waren enttäuscht und haben gesagt wir leben so lange hier, bis der Krieg in unserer Heimat vorbei ist. Wir waren 5 Jahre in Deutschland, wurden später in anderes Asylheim verlegt, das besser war. Dann wurde meine Schwester geboren. Mein Bruder und ich sind in die Schule gekommen. Da wir kein Deutsch verstanden haben, konnten wir die Lehrerin nicht verstehen. Einmal bin ich müde geworden und eingeschlafen und dann bin ich auf einem Sofa aufgewacht, zugedeckt von der Lehrerin. Das war sehr nett von ihr. Wir haben mit etwas Nachhilfe im Heim deutsch gelernt. Langsam sind wir in der Schule halbwegs mitgekommen. Mutter hatte einen Tumor im Kopf, der durch die Schwangerschaft mit meiner Schwester schlechter wurde. Sie erlitt einen Schlaganfall und wurde bewusstlos. Meine Schwester kam zu einer deutschen Pflegefamilie. Mein Bruder und ich sind von einer armenischen Familie betreut worden und der Vater hat sich um Mutter gekümmert. Sie wurde operiert und es ist gut gegangen, aber beim Entfernen der Naht hat die Krankenschwester eine gebrauchte Schere verwendet. Sie bekam eine Infektion und als Folge epileptische Anfälle. Die Ärzte gaben ihr trotz einer zweiten Operation keine Chance.

Mir ging es ganz schlecht. Wir haben die Eltern nicht gesehen, es hieß, sie seien auf einer Reise, die Schwester war auch weg. Später haben sie gesagt, dass die Mutter krank ist. Wie mein Vater erfahren hat, dass die Mutter sterben wird, war er geschockt und hat einen Selbstmordversuch gemacht. Er ist mit dem Auto in eine Schlucht gefahren. Er hat aber überlebt, wurde mit dem Hubschrauber in die Klinik gebracht und am gleichen Tag wie meine Mutter operiert. Beide hatten 39 Schnitte bei der Operation. Meine Mutter hatte nach der Operation das Gedächtnis verloren, sie erkannte ihren Mann nicht und wunderte sich sehr darüber. Vater hat ein großes Muttermal auf der Brust, daran konnte sie sich dann erinnern. Dann kam ein Arzt aus Argentinien und hat ihr ein Medikament zum Trinken gegeben für drei Tage. In drei Tagen war der Eiter weg und es ging ihr wieder besser. Sie hatte zwar epileptische Anfälle, war aber außer Lebensgefahr. Nach 6 Monaten kam sie nach Hause und wir sind zu meiner Schwester gegangen auf Besuch. Sie war 6 Monate alt und in einem wunderschönen Zimmer mit einem eigenen Fernseher. Bald danach konnten wir die Schwester wieder zu uns nehmen.

Dann ging es aufwärts, gute Zeiten, wir haben gut in der Schule gelernt, meine Schwester ist in den Kindergarten gekommen, mein Vater hat gearbeitet, Mutter war zuhause. Dann haben wir von der deutschen Behörde das Aufenthaltsrecht bekommen.

Dann bekam meine Mutter aus Armenien die Nachricht, dass ihre Mutter im Sterben liegt. Es gab Streit zwischen den Eltern, weil die Mutter zurück wollte und der Vater nicht. Aber dann gab er nach und sagte, wir gehen alle zurück. Wir sind am 16.12. 1977 nach Armenien zurück. Es war der Geburtstag meines Bruders und wir haben im Flugzeug gefeiert, Vater hat Champagner aufgemacht. Der Krieg in Armenien war mit einem Waffenstillstand vorbei. Die Verhältnisse in Armenien waren aber schrecklich. Am Flughafen wurden wir von so vielen Verwandten erwartet, die wir gar nicht alle kannten. Im Haus meiner Oma waren wir ganz glücklich. Der hygienische Zustand war aber schlimm, das waren wir nicht mehr gewöhnt. Meine Mutter hat auch gemerkt, dass die Rückkehr vielleicht ein Fehler war, wir wollten nicht mehr so leben. Vater hatte in Deutschland genug gearbeitet, sodass wir Geld hatten, Elektronik und Haushaltsgeräte hatten wir alles. Meine Eltern planten zunächst das Leben in Armenien, nach drei Jahren wollten sie auch nicht mehr. Es war nicht mehr das Armenien, das sie kannten. Oma und Opa waren inzwischen verstorben. Sie wollten wieder weg. Wir haben alles verkauft. Wir haben mit dem Rest ein kleines Blockhaus gekauft, damit wir ein Haus in Armenien haben. Mit dem restlichen Geld aus dem Verkauf von viel Schmuck haben wir unsere Reise nach Deutschland finanziert.

Aber bevor wir wegkamen ist mein Vater plötzlich im Schlaf gestorben, mit 45 Jahren, Herzinfarkt. Dann waren wir wieder ganz schlecht dran. Es war Begräbnis, Zeremonien, 40 Tage Trauerzeit, nach einem Jahr hatten wir nicht mehr das Geld, dass wir alle zusammen reisen konnten. Es war nur mehr genug für einen. Meine Mutter hat uns bei meinem Onkel gelassen und ist nach Österreich gereist. Wir haben durch Kontakte erfahren, dass wir in Deutschland kein zweites Mal Asyl bekommen würden. Wir hatten Freunde meines Vaters in Österreich, sie haben meiner Mutter Arbeit versprochen. Sie hat als Abwäscherin gearbeitet, dann als Küchenhilfe, dann als Köchin. Nach zwei Jahren Arbeit hat sie uns geholt. Ich war 18, mein Bruder 17 und meine Schwester 13. Meine Mutter hat Geld geschickt und wir sollten mit viel Geld direkt von Jerewan nach Wien fliegen. Das ging auch schwarze Wege. Das Geld wurde genommen und die Zeit verging, Ein, zwei Monate, dann ein Jahr, dann hieß es, wir sollten nach Kiew fliegen und von dort nach Wien. Meine Schwester ist in Armenien geblieben. Mein Bruder und ich sind in Kiew gelandet, wurden durch die Ukraine zur ungarischen Grenze gebracht und dann sollten wir zu Fuß durch die Wälder in die Slowakei. Wir waren zusammen mit

einer georgische Familien mit kleinen Kindern und haben ihnen die Koffer tragen geholfen. Wir erreichten eine Stadt und merkten, dass wir in Europa sind. Aber die Polizei hat uns gefangen und zurückgebracht und die Ukraine hat uns 27 Tage ins Gefängnis gesperrt. Alles war von Schleppern organisiert gewesen, die unsere Pässe weggenommen hatten. Im Gefängnis haben sie auf einmal unsere Pässe gehabt- sie haben zusammen gearbeitet, damit mehr Geld verlangt werden konnte. Wir waren mit 16 anderen Männern unterschiedlicher Nationen von Pakistan bis Tschetschenien in einem kleinen Raum. Das Essen war schlecht, sie haben Wasser gekocht, eine Dose aufgemacht und hineingegeben. Ich habe nur Wasser und Brot gegessen. Mir war schlecht, ich bin ohnmächtig geworden. Sie haben einen Arzt gerufen, der hat sich dann für uns eingesetzt. Sie haben uns die Pässe zurückgegeben und uns zurück nach Kiew in die armenische Botschaft geschickt. Dort wollten sie, dass wir nach Armenien zurück gehen. Wir haben unsere Pässe verlangt und wir sind nicht mehr zurück in die Botschaft gegangen. Wir haben die Mutter angerufen, dass sie uns Geld schickt und haben um ein ungarisches Visum angesucht. Dann sind wir legal nach Ungarn eingereist. Wie sie unsere Pässe kontrolliert haben, sind wir ihnen bekannt vorgekommen. Aber da alles legal war, mussten sie uns durchlassen. In Ungarn waren wir in einem Asylheim, da bin ich 18 geworden. Dann wollte meine Mutter von Österreich aus einen Autotransport organisieren, aber sie hätten 2000 Euro pro Person verlangt, das ging nicht mehr. Wir haben um Familienzusammenführung angesucht. Das hat aber vier Monate gedauert und so haben wir auf der Karte geschaut, wo das Burgenland liegt. Wir sind mit dem Zug in die nächst gelegene Stadt gefahren, haben uns wie Touristen die Stadt angeschaut und sind dann im Dunkeln über die Maisfelder nach dem Kompass (Österreich liegt 180 Grad von Ungarn) Richtung Österreich gegangen. Dann hab ich aufs Handy geschaut, da ist gestanden T-mobil und wir waren glücklich.

Wir haben auch das österreichische Autokennzeichen mit dem Adler gesehen. Wir sind an einer Bushaltestelle gestanden, die Polizei ist vorbeigefahren, dann kamen sie zurück und sind ausgestiegen: „Hallo guten Abend, Ausweiskontrolle!" Wir haben ja deutsch reden können und gesagt, dass wir keinen österreichischen Ausweis haben. Den ungarischen Ausweis hatte ich weggeworfen. Mein Bruder hat seinen in der Jacke versteckt und den haben sie gefunden. Sie wollten uns zurückschicken. Wir haben ihnen erklärt, dass unsere Mutter in Innsbruck ist und ihnen ihre Telefonnummer gegeben. Der Polizist hat mit ihr geredet. Wir durften auch mit Mutter reden. Sie hat dann den Polizisten mit Anzeige gedroht, da wir noch minderjährig waren. Das hat dazu geführt, dass sie uns nach Traiskirchen gebracht haben. Es war Sonntag, da war keiner da und wir mussten bis Montag warten. Wir wussten auch nicht, ob Tirol uns nimmt. Meine Mutter ist mit einem

armenischen Ehepaar gekommen und wir sind aus dem Lager hinaus und nicht mehr zurückgekommen. Wir sind nach Innsbruck gefahren. Es war schön, Mutter nach zwei Jahren wieder zu sehen. Sie hat uns angemeldet und hat dann um Asyl angesucht. Wir bekamen die weißen Aufenthaltskarten, damit waren wir legal hier. Das war vor 5 Jahren.

Die Schwester ist 1 Jahr später nachgekommen, die Schlepperin hatte so viel Geld bekommen und bei uns hat es nicht geklappt. Da hat sie die Mutter bedroht, sodass es bei der Schwester gut geklappt hat. Sie ist nach Frankfurt geflogen und ein Freund meines Vaters hat sie mit dem Auto gebracht. Sie war legal mit Visum hier und wir haben über das Bundesasylamt um Asyl angesucht. Sie hat auch eine weiße Karte bekommen und geht in die Hauptschule. Sie schließt sie heuer ab und hat nur Einser und Zweier. Im Herbst wird die in die Handelsakademie gehen. Mein Bruder spielt Fußball in einer Profimannschaft, ich bin a.o. Student und mache Ergänzungsprüfungen, damit ich studieren kann.
Mutter arbeitet im M-Preis als Verkäuferin.

Ich habe schon viele Reisen mitgemacht, aber nirgendwo habe ich mich so zuhause gefühlt wie in Innsbruck. In Deutschland war es das Gefühl, es ist nicht für immer. In Armenien, das eigentlich meine Heimat ist, habe ich die Tage gezählt wegzukommen. Man kommt nicht mehr mit mit der Mentalität. Hier ist alles vertraut, Kultur und Mentalität sind wie in Deutschland. Ich will auch lebenslang hier bleiben. Sogar zu Hause spreche ich in meinem Kopf deutsch. Mit Mutter sprechen wir armenisch, unter den Geschwistern sprechen wir gemischt. Inzwischen bin ich mehr unter deutsch sprechenden Freunden. Die Deutsche Sprache haben wir schon als Kinder lernen müssen und sie ist in unserem Herzen geblieben, obwohl wir in Armenien wieder viel verlernt haben. Wieder zurück haben wir schneller wieder alles gelernt. Ich fühle mich irgendwie viel freier im Gegensatz zu meinem Großvater oder Vater. Ich habe in meiner kleinen Lebenszeit viel mehr erlebt und Dinge gesehen – sie waren immer in einem System. Mein Bruder will manchmal wieder weg, dann doch wieder nicht, er ist unentschieden. Meine Schwester will auf keinen Fall zurück. Mutter leidet, weil sie nicht zu den Gräbern ihrer Lieben gehen kann. Wenn sie die Staatsbürgerschaft bekommt, kann sie die Gräber und Freunde und Verwandte besuchen. Wir haben das Gefühl, dass wir heuer eine Asyl-Entscheidung bekommen.

Auf dem langen Weg allein mit meinem Bruder nach Österreich hatten wir schon Angst. Aber vor meinen Augen war immer meine Mutter und dass wir zu ihr nach Hause gehen. Wo die Mutter ist, ist zu Hause, der Rest war egal.

Nationalität – Nationalstaat

Das Organisationsprinzip „Nation" zählt zu den wichtigsten politischen Erfindungen des 19. und des 20. Jahrhunderts schreibt Erna Appelt, Anderson 1988 zitierend, in ihrem Buch Geschlecht, Staatsbürgerschaft, Nation. Politische Konstruktionen des Geschlechterverhältnisses in Europa, Campus, Frankfurt, New York 1999. In der Fußnote merkt sie an, dass das nicht heißen soll, Nation sei unwirklich und fiktiv. „Vielmehr sind Nationen kollektive Produkte und in diesem Sinn auch kollektive Erfindungen" (Appelt 1999, Seite 131).

Wie das „Fremde" oder der „Fremde" handelt es sich nicht um naturgegebene Kategorien oder archetypische Muster, sondern um Konstrukte, die einer bestimmten historischen Situation verpflichtet sind. Und der Zusammenhang geht noch tiefer, da das spanische Wort „nacion" ursprünglich als Bezeichnung für Fremde verwendet wurde, um die Nation ausländischer Kaufleute, also ihre unterschiedliche Herkunft, zu bezeichnen.

Einer Nation anzugehören, bedeutet Bürgerschaft in einem Nationalstaat zu besitzen und die Französische Revolution definierte diese Bürgerschaft eindeutig mit weiß, männlich, besitzend im Gegensatz zu Frauen und Besitzlosen. Die Sprache oder die ethnische Zugehörigkeit waren dabei unwichtig. Wichtig war auch die Betonung der Bürgerrechte (mit Absicht nicht BürgerInnenrechte) auch im Interesse der neuen Klasse als umfassenderen gegenüber den partikularen Ansprüchen der Privilegierten.

Später kamen zur Definition der Nation die gemeinsame Sprache, Religion, Territorium und Geschichte hinzu. Die moderne Industriegesellschaft brauchte einen neuen Rahmen für die Arbeitskräfte, die nicht mehr nur in verwandtschaftlichen Bindungen agieren, sondern umfassender verfügbar sein sollten. Die Entwicklung zielte zunehmend auf Individuen ab, die(aus)gebildet waren und

der Produktion flexibler zur Verfügung stehen konnten als die historisch frühere Einteilung in Stände mit ihren starren Zugehörigkeiten und der Vererbung der Professionen leisten konnte.

Diese Neuorganisation der Gesellschaft mit gleichzeitiger politischer Ermächtigung des Bürgerstandes gebrauchte den Begriff der „Nation", um Identitäten, die durch die Modernisierung verloren gegangen waren (Clan-, Standes-, Zunft-, Berufszugehörigkeiten über Generationen) zu ersetzen.

Die Nation bildete den Rahmen der rationalen, durch Erziehung entwickelten Individuen, die in Gleichheit und Brüderlichkeit innerhalb des Nationalstaates leben und arbeiten sollten.

In diesem System gewinnt einerseits die institutionalisierte Erziehung (für alle) an Bedeutung und andererseits die Spaltung des gesellschaftlichen Lebens an der Schnittstelle zwischen Privatem (Familie) und Öffentlichem (Staat, Politik, Wirtschaft).

Dieses Nationalsystem des Zusammenschlusses autonomer männlicher Bürger schloss im Inneren Frauen und Besitzlose und im Äußeren Fremde aus.

Die deutsche Auffassung von Nation betonte weniger den gebündelten politischen Willen ihrer Akteure, sondern setzte Nation mit dem Volkskörper als einem organisch gewachsenen Gebilde gleich.

Interessant ist das ausschlaggebende Kriterium, das Max Weber in seiner Nationenanalyse dafür anführt, wann es sich um eine Nation handelt: die Bereitschaft in den Krieg zu ziehen. Deutlicher könnte die Verbindung Nation, Männlichkeit und Gewaltbereitschaft nicht ausgedrückt werden. (vgl. Appelt, 1999, Seite 139) NationalistInnen betonen heute noch die Gemeinschaft einer bestimmten Gruppe als Grundlage, während DemokratInnen die Idee des Volkes als Souverän, als Grundlage des modernen Staates und der grundsätzlichen Freiheit seiner BürgerInnen ansehen. Dieses Projekt des modernen Staates hat im Zuge verschiedener Befreiungsbewegungen – Frauenbewegungen, Bürgerrechtsbewegung in den USA, Homosexuellenbewegung bis zur Diskussion über politische Beteiligung von MigrantInnen und den Umgang mit AsylwerberInnen den Kreis der im Nationalstaat versammelten BürgerInnen zu erweitern versucht. Die Deklaration der Menschenrechte mit dem Ansatz der grundsätzlichen Gleichheit aller Menschen und die de facto Ungleichheit der genannten (und anderer) Gruppen in den nationalen Staaten bilden die Basis und die Notwendigkeit dieser Bemühungen.
Wie die „Nation" Identität konstruiert, braucht sie als Gegensatz und Peripherie „Das Fremde". Das gleiche Fremde, das uns im Urlaub bewundernswert schön und aufregend exotisch erscheint und von dem wir gerne kleine Häppchen als

Souvenir mit nach Hause nehmen, erscheint uns als bedrohlich und macht uns Angst, wenn es uns zu Hause begegnet. Als Gast können wir es noch zulassen und mit bestimmten Gebräuchen der Gastfreundschaft in Bann halten, sobald es aber bei uns bleiben will, wird es zur Bedrohung. Gerade die westliche, abendländische, aufgeklärte Gesellschaft bedient sich der Gegenbilder, um das Eigene zu konstruieren: Mann – Frau, alt- jung, einheimisch – fremd etc. und in diesem Identitätskontext kommt dem Fremden die Bedeutung der identitätsstiftenden Außengrenze zu.

Nicht umsonst patrouillieren an der Grenze im Burgenland immer noch Soldaten, obwohl die Schengengrenze mit der EU-Osterweiterung viel weiter nach Osten gerückt ist. Nicht umsonst wurde die Frage der AusländerInnen so virulent

Veronika

Bei der Vorbereitung meines Beitrages für den Reader bin ich auf spannende Bücher und Artikel gestoßen. Ich habe zum Beispiel die Website *www.transkulturelles-portal.com* gefunden, die wissenschaftliche Beiträge und didaktisches Material zum Thema Transkulturalität veröffentlicht.

Die kritische Diskussion des Begriffs Kultur und der verschiedenen Konzepte von Multikulturalität, Interkulturaliät und Transkulturalität in den beiden Seminaren mit Rubia Salgado und Gabriela Küng war für mich der geeignete Rahmen zur Reflexion meiner Arbeit in der Beratung von Mädchen mit Migrationshintergrund. Das Denken in den Kategorien eigene Kultur/fremde Kultur schränkt die Handlungskompetenz ein und verunsichert. Die Auflösung und Dekonstruktion dieser Kategorien bewirkt einen Perspektivenwechsel, der individuelle Handlungsspielräume ermöglicht und die Bedürfnisse und Wünsche der Mädchen in den Vordergrund stellt – ein Prinzip, das grundsätzlich in der feministischen Mädchenarbeit angewendet wird.

In der Diskussion wurde deutlich, dass die Mitgestaltung und Veränderung von Machtverhältnissen nicht ohne Konflikt möglich ist. Die Herausforderung ist, den unterschiedlichen und auch widersprüchlichen Interessen und Bedürfnissen einzelner einen angemessenen Raum zu geben, im Sinne von: *Meine Hoffnungen sind meine Widersprüche.*

Veronika Spannring,
Beraterin im Verein
MAFALDA

als mit dem Fall des Eisernen Vorhangs; der Erzfeind des westlichen Kapitalismus, das Fremde schlechthin, der Kommunismus abhanden gekommen war. Mit dieser Grenzverschiebung wurde die Aufmerksamkeit auf den Fremden im eigenen Land gelenkt, auf die andere Kultur, die andere Nationalität, die da als Gegenentwurf zur Wahrung des eigenen Bildes, der eigenen Identität herhalten muss. Die Frage, die sich stellt ist, wie wir einerseits die Menschenrechtskonvention hochhalten und alle Menschen für gleich ansehen können und zugleich bei uns lebende AusländerInnen oder ausländisch aussehende ÖsterreicherInnen in der uns allen leider bekannten üblen Weisen diskriminieren, beschimpfen, ausgrenzen und unmenschlich behandeln können? Dieser Widerspruch zeigt Bruchstellen in unserer Identitätskonstruktion auf, macht deutlich, wie die Gefühle von EuropäerIn-Sein oder gar WeltbürgerInnentum mit kleinlichem Nachbarschaftsneid, Missgunst und Sündenbock-Notwendigkeit kollidieren. Das Bewusstsein, der hier als Staat herrschenden Nation anzugehören, schützt uns also keineswegs vor dem Gefühl vom Fremden bedroht zu sein, weil es gerade auf das Fremde als von der eigenen Nation Ausgegrenzte angewiesen ist.

Das Projekt „Europa" als Gegenströmung zu den Nationalstaaten steckt noch in den Kinderschuhen und grenzt sich zusätzlich kollektiv von allen außerhalb Europas ab, wobei auch der Verlauf der Grenze dieses Kontinents Gegenstand von erbitterten Diskussionen ist – siehe Türkei.

Lösung ist keine in Sicht, außer unaufhörliche Bewusstseinsbildung zur Konstruiertheit dieser Identitäten und zur Möglichkeit neue Konstrukte zur Geltung zu bringen, die mehr (möglichst alle) Menschen umfassen.

„Fremd" wären dann vielleicht der Mann im Mond und die Marsmenschen – außer wir lernen tatsächlich dazu!

Literatur:

Anderson, Benedict (1988): *Die Erfindung der Nation. Zur Karriere eines folgenreichen Konzeptes*, Frankfurt/Main

Appelt, Erna (1999): *Geschlecht, Staatsbürgerschaft, Nation. Politische Konstruktionen des Geschlechterverhältnisses in Europa*, Campus: Frankfurt/Main, New York

Weber, Max (1921): *Wirtschaft und Gesellschaft. Grundriss der verstehenden Soziologie*, Tübingen

Warum interkulturelle Freundschaften wichtig sind und wie sie entstehen

Dagmar Strohmeier

Eine/n enge/n FreundIn zu haben, die/der aus einem anderen Land kommt, ist für beide FreundInnen eine Bereicherung.

Einheimische haben die Chance, ihre Vorurteile abzulegen, wenn sie im Laufe der Freundschaft beginnen, die Welt mit den Augen der Freundin/des Freundes zu sehen. MigrantInnen fühlen sich in ihrer neuen Heimat „angekommen", sobald sie echte FreundInnen gefunden haben.

Genauso wie FreundInnen „Schlüssel" sind, die Türen in eine andere Kultur öffnen, bewirken Freundschaften „Schlüsselerlebnisse", die das Leben für immer verändern.

Interkulturelle Freundschaften sind die „Schlüsselstelle" der sozialen Integration.

Deshalb beschäftige ich mich in meiner Forschung und in diesem Beitrag mit diesem so wichtigen Thema. In diesem Beitrag möchte ich Ihnen gern die Ergebnisse einiger zentraler wissenschaftlicher Studien näher bringen.

Wie entstehen Freundschaften?

Freundschaften werden aufgrund von wahrgenommenen oder vermuteten Gemeinsamkeiten und Ähnlichkeiten geschlossen. Diese Gemeinsamkeiten sind z.B. das Geschlecht, die kulturelle Gruppe, der sozioökonomische Status oder

andere Persönlichkeitseigenschaften wie z. B. Schüchternheit, Intelligenz, aber auch Aggression.

Dieses Phänomen des „Gleich und gleich gesellt sich gern" bei Freundschaftswahlen wird in der psychologischen Fachsprache „homophily" (die Liebe zum Gleichen) genannt.

Wo entstehen Freundschaften?

Freundschaften entstehen an Orten, wo Menschen die Gelegenheit haben, sich näher kennen zu lernen, weil sie dort z. B. viele Stunden ihrer Zeit verbringen. Kinder und Jugendliche lernen ihre FreundInnen meist in der Schule oder in außerschulischen Betreuungseinrichtungen kennen, Erwachsene dagegen häufig am Arbeitsplatz. Wichtige Gelegenheiten, Gleichgesinnte zu finden bieten z.B. auch Sportstätten, Veranstaltungen, etc.

Weil sich ein Mensch nicht an unendlich vielen Orten gleichzeitig für längere Zeit aufhalten kann, liegt auf der Hand, dass Orte mitbestimmen, welche FreundInnen man hat.

Einige Beispiele:

Studierende haben überdurchschnittlich viele FreundInnen, die auch studieren. VerkäuferInnen zählen überdurchschnittlich viele VerkäuferInnen zu ihrem Freundeskreis.

Ich zum Beispiel habe sehr viele FreundInnen, die an Universitäten arbeiten. Ich weiß, dass liegt daran, dass ich mich selten in Geschäften aufhalte. Eine Freundschaft mit VerkäuferInnen zu schließen, ist für mich also viel schwieriger (außer sie besuchen mein Fitness-Studio) als mit KollegInnen auf der Uni ins Gespräch zu kommen.

Es liegt auf der Hand, dass Menschen die Orte gemäß ihrer Neigungen auswählen. Das heißt, an bestimmten Orten „sammeln" sich Gleichgesinnte, was wiederum das Schließen von Freundschaften begünstigt.

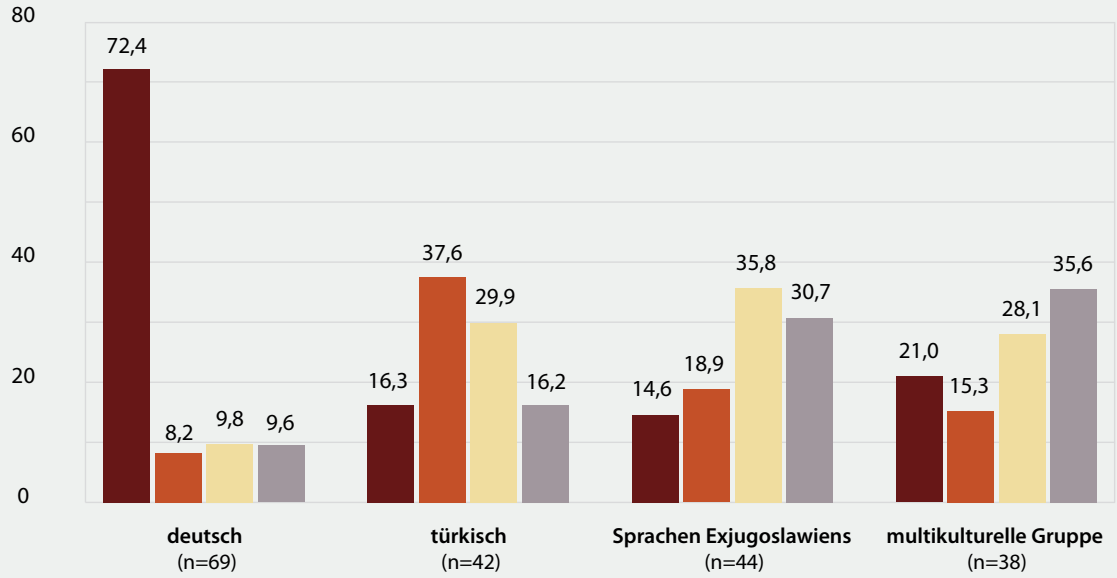
Welche Bedeutung hat die Schule für die Bildung von interkulturellen Freundschaften?

Zur Frage, welche FreundInnen Kinder und Jugendliche unterschiedlicher Muttersprachen haben, habe ich eine Reihe von Studien in multikulturellen Schulen gemacht. Diese Studien haben Erstaunliches zu Tage gefördert: In der Schule blieben Kinder mit deutscher Muttersprache am stärksten „unter sich" im Vergleich mit Kindern anderer Muttersprachen (z. B. türkisch bzw. einer Sprache aus dem ehem. Jugoslawien). Dieses Ergebnis war erstaunlich, weil alle Kinder in die-

selben multikulturellen Klassen gingen und somit alle Gruppen in etwa die gleiche „Chance" hatten eine interkulturelle Freundschaft aufzubauen.

Ich weiß, dieses Ergebnis ist kaum zu glauben (ein Vorurteil sagt uns, dass sich die MigrantInnen segregieren – das stimmt aber nicht), daher zeige ich Ihnen eine Grafik:

Grafik 1: Zusammensetzung des Freundeskreises aus der Klasse

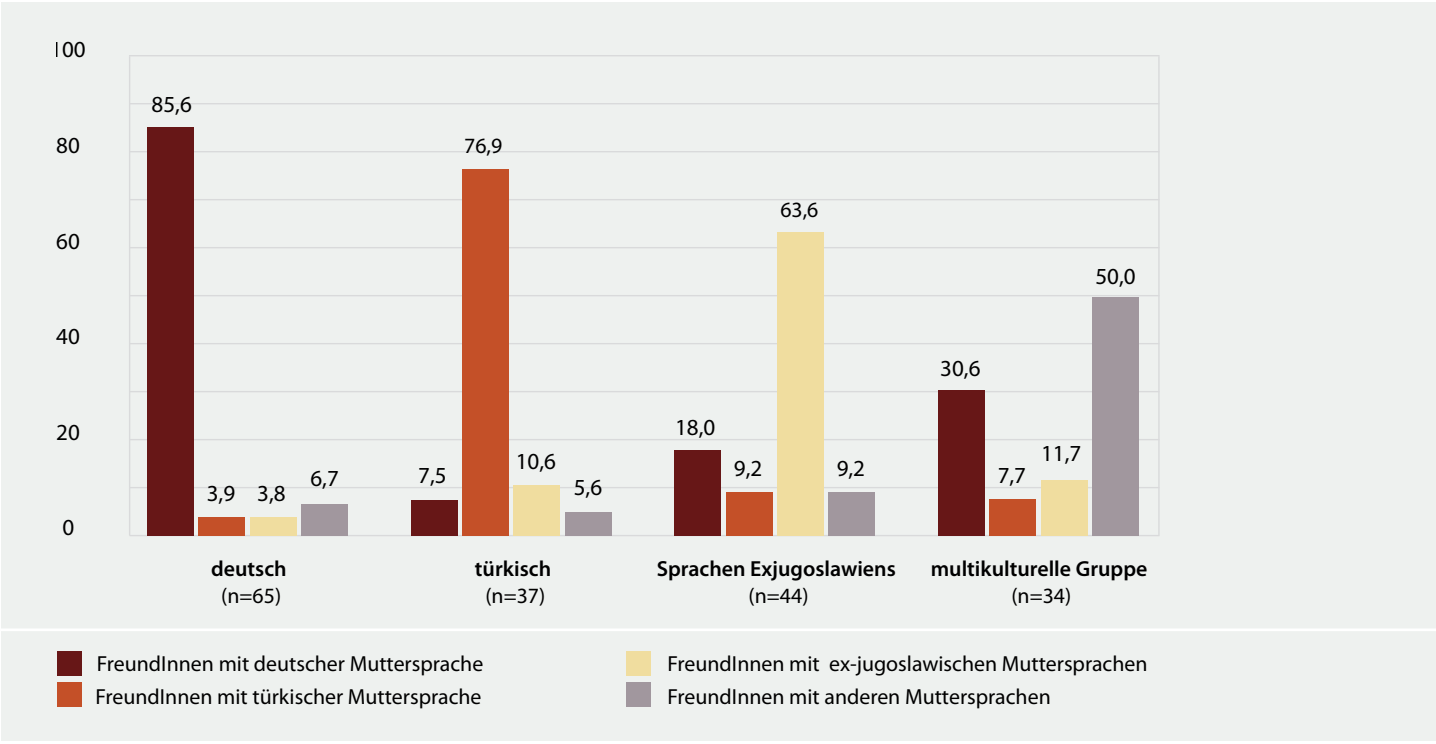


In dieser Grafik sehen Sie die prozentuale Verteilung der FreundInnen von Kindern mit deutscher und türkischer Muttersprache, mit Sprachen aus dem ehemaligen Jugoslawien sowie einer multikulturellen „Restgruppe". Unübersehbar ist, dass die Kinder mit deutscher Muttersprache zu 72% FreundInnen mit deutscher Muttersprache haben. Kinder mit türkischer Muttersprache haben dagegen nur 37% FreundInnen mit türkischer Muttersprache. Ähnlich ist es bei den anderen beiden Gruppen.

Damit ich Ihnen die Bedeutung der Schule verdeutlichen kann, muss ich Ihnen noch eine Grafik zeigen. Hier gaben die Kinder jene FreundInnen an, die sie außerhalb der Schule haben.

Es zeigte sich, dass die Freundeskreise aller Kinder in der Freizeit mit einer sehr hohen Wahrscheinlichkeit ethnisch segregiert sind. Bei den österreichischen Kindern sprechen 86% aller FreundInnen außerhalb der Schulklasse die selbe Mut-

Grafik 2: Zusammensetzung des Freundeskreises nicht aus der Klasse (4. Schulstufe)



tersprache, bei den türkischen Kindern sind es 76%, bei den Kinder mit Sprachen aus dem ehemaligen Jugoslawien sind es 63%, bei Kinder der multikulturellen Gruppe sind es 50%.

Aus diesen Ergebnissen ist zu erkennen, dass die Schule eine herausragende Rolle für die Entstehung interkultureller Freundschaften spielt.

Wie können interkulturelle Freundschafen gefördert werden?

- Besonders wichtig ist es, Maßnahmen umzusetzen, die es Kindern ermöglichen Ähnlichkeiten untereinander zu entdecken, da Ähnlichkeiten förderlich sind für die Bildung von Freundschaften.
- Es geht also nicht um das Auffinden von Unterschieden zwischen Kulturen, sondern im Gegenteil auf die Beachtung der vielen vorhandenen Gemeinsamkeiten. Besonderes Augenmerk sollte dabei auf die einheimischen österreichischen Kinder gelegt werden, da deren Freundeskreise in der Schule am stärksten segregiert waren.
- In der Schule lassen sich interkulturelle Freundschaften durch den Einsatz von kooperativem Lernen, Gruppenarbeiten, Projektunterricht, Schülertandems, offenes Lernen, etc. fördern.

- In der außerschulischen Jugendarbeit geht es darum, einen Ort zu etablieren, den Jugendliche unterschiedlicher Herkunftsländer gleich gern besuchen, damit sie dort die „Gelegenheit" haben einander näher kennen zu lernen und vielleicht auch eine Freundschaft zu schließen.

Zur Person: **Mag.ª Dr.in Dagmar Strohmeier**, Psychologin, ist wissenschaftliche Mitarbeiterin an der Universität Wien, Fakultät für Psychologie, Institut für Wirtschaftspsychologie, Bildungspsychologie und Evaluation. Ihre Arbeitsschwerpunkte liegen in der Erforschung von sozialen Beziehungen in der Schule sowie in der Entwicklung, Implementierung und Evaluation von Trainingsprogrammen zur Förderung der sozialen und interkulturellen Kompetenz bei Kindern und Jugendlichen.
http://psychologie.univie.ac.at/bildungspsychologie/mitarbeiterinnen/dagmar-strohmeier/
http://www.univie.ac.at/wisk.psychologie/
Adresse: Fakultät für Psychologie, Institut für Wirtschaftspsychologie, Bildungspsychologie und Evaluation, Universitätsstrasse 7, 1010 Wien
Email: dagmar.strohmeier@univie.ac.at

Zum Weiterlesesen:

Spiel, Christiane / **Strohmeier**, Dagmar / **Stefanek**, Elisabeth (2007): *Schulische Integration von Migrantinnen und Migranten*. In: Verwaltungsakademie des Bundes (Hrg.), Diversity Management im öffentlichen Dienst. Tagungsband „Managementforum 2007". Bundeskanzleramt: Wien

Strohmeier, Dagmar (2007): *Soziale Beziehungen in multikulturellen Schulklassen: Wo liegen die Chancen, wo die Risken?* In: Erziehung und Unterricht, 157 (9–10), Seite 796–809

Strohmeier, Dagmar / **Nestler**, Dunja / **Spiel**, Christiane (2006): *Freundschaftsmuster, Freundschaftsqualität und aggressives Verhalten von Immigrantenkindern in der Grundschule.* In: Diskurs Kindheits- und Jugendforschung, 1, Seite 21–37

Strohmeier, Dagmar / **Atria**, Moria / **Spiel**, Christiane (2005): *Bullying und Viktimisierung in multikulturellen Schulklassen. Wer ist betroffen? Wie begründen Opfer ihre Erfahrungen?* In: Ittel Angela / von Salisch Maria (Hrg.), Lästern, Lügen, Leiden. Aggression bei Kindern und Jugendlichen. Kohlhammer: Stuttgart, Seite 204–219

Partizipation?!

Jugendliche als Anspruchsgruppe im öffentlichen Raum

Richard Krisch

(Sozial-)Räume haben für Kinder und Jugendliche eine bedeutende sozialisatorische Funktion. Während Erwachsene öffentliche Räume eher funktional und Gebrauchswert orientiert benutzen, setzen sich Kinder und Jugend(en)[1] selbsttätig und eigenwillig mit der räumlichen Umwelt im Sinne von sozialräumlicher Aneignung auseinander. Über die tätige Auseinandersetzung im sozialräumlichen Kontext entwickeln Heranwachsende – in ihren unterschiedlichen Lebenslagen – ihre motorischen Fähigkeiten, bilden Handlungskompetenzen und Orientierungswissen aus und setzen sich mit gesellschaftlichen Bedingungen auseinander, die sich in der Struktur der Räume – auch im Sinne subjektiver Handlungsräume – abbilden. Kinder und Jugendliche eignen sich so die Handlungsmöglichkeiten an, die in den Räumen zur Verfügung stehen.

Dementsprechend vermittelt sich die Erfahrung von Partizipation für Jugendliche sehr stark sozialräumlich: Mit der Frage der Aneignungsmöglichkeiten ist auch die Erfahrung der Chance gesellschaftlicher Teilhabe, der Mitbestimmung und der Übernahme von Verantwortung für einen Sozialraum verbunden. Institutionalisierte Formen der Beteiligung Jugendlicher im Wohnbau und Stadtleben können von Jugendlichen auch als bedeutende politische Erfahrung gesellschaftlicher Akzeptanz und Wahrnehmung aufgenommen werden.

Sozialräumliche Aneignung als Entwicklungsperspektive von Kindern und Jugendlichen

Sowohl im schulischen Kontext als auch in anderen Institutionen, z. B. in Einrichtungen der Kinder- und Jugendarbeit, insbesondere aber auch im öffentlichen Raum zeigen Kinder und Jugendliche oft sehr eigenwillige Raumwahrnehmungen, geben Orten ihre eigenen Bedeutungen, widmen sie um, entwickeln eigene Nutzungsformen, etc. Dies ist Ausdruck eigentätiger sozialräumlicher Aneignung, welche eine zentrale Entwicklungsaufgabe Jugendlicher darstellt: über die alters-, geschlechts- und lebenslagenspezifisch geprägte, tätige Auseinandersetzung mit der räumlich vermittelten Umwelt setzen sich Heranwachsende mit gesellschaftlichen Werten und Normen auseinander, entwickeln Kompetenzen und Handlungsfähigkeiten und entfalten Identität.

Während sich Kinder dabei „Gegenstandsbedeutungen" aneignen, diese zu verallgemeinern lernen und sich schrittweise den ökologischen Nahraum erschließen, stellt bei jüngeren Jugendlichen die Erweiterung von Handlungsräumen eine typische Tätigkeit dar. Die Konfrontation mit ungewohnten Situationen und Gelegenheiten eröffnet neue Orientierungszusammenhänge und Handlungsoptionen und führt zur Erweiterung der Handlungskompetenzen. Bei älteren Jugendlichen steht nicht mehr so sehr die Entwicklungsperspektive der Aneignung im Vordergrund, vielmehr kommt Räumen eine zentrale Bedeutung zur Konstituierung ihrer Gleichaltrigenkultur als Orientierungsraum und als sozialräumlich vermittelte Ressource der Lebensbewältigung zu.

Aneignung als Erfahrung von Partizipation

Die zunehmende Funktionalisierung städtischer Räume, verbunden mit der Verregelung, Privatisierung und Verbauung, der Zuweisung von Kindern und Jugendlichen zu bestimmten legitimen Aufenthaltsorten (z.B. auf einige wenige Kinderspielplätze, Skaterrampen, festgelegte Grünflächen oder Ballspielkäfige), aber auch die abnehmende Akzeptanz der Anwesenheit von Kindern und Jugendlichen in öffentlichen Räumen prägen und beschränken vermehrt deren Aneignungsmöglichkeiten.

Damit werden aber auch Lern-, Erfahrungs- und Entwicklungschancen reduziert, Raum für Gestaltung, Eigentätigkeit und Identifikation mit dem Sozialraum wird vorenthalten und Erfahrung von Mitbestimmung, Mitgestaltung und Zuschreibung von Verantwortung wird verunmöglicht.

Aus vielen Erzählungen der Jugendlichen geht hervor, dass die Erfahrung der kaum zugestandenen Aneignung öffentlicher Räume, das Gefühl der Ohnmacht

bei der „Vertreibung" von ihren Treffpunkten, der fehlenden Mitsprache und der Nicht-Beteiligung an Planungsvorhaben als bedeutsamer politischer Schlüsselprozess – nicht partizipieren zu können – wahrgenommen wird.

Dementsprechend müssen Ansätze der Einmischung in Stadtteilbelange, in Planungsvorhaben oder in der Aus- bzw. Umgestaltung von öffentlichen Räumen die Mitsprache und Mitgestaltung von Jugendlichen vorsehen und in verschiedenen Leitprojekten institutionalisiert werden.

Planung und Mitgestaltung öffentlicher Räume

Um zusätzliche Freiräume für Jugendliche im Wohnbau zu schaffen wurde in Wien – über eine Initiative der Jugendarbeit – eine Novellierung der Wiener Bauordnung umgesetzt. Diese sieht nun die Verpflichtung vor, auch für über 12-Jährige Freiräume im Zusammenhang mit Wohnbau einzuplanen. Aber auch die Etablierung von Jugendinfrastruktur in Form von Jugendarbeit müsste in Projekten der Stadtentwicklung vorgesehen werden.

Darüber hinaus geht es auch um die Frage der Beteiligung von Jugendlichen an der Ausgestaltung der Infrastruktur von Siedlungen. Die Entwicklung von sozialer Infrastruktur für und mit Kinder(n) und Jugendliche(n) ist dabei ein dynamischer, handlungs- und ergebnisoffener Prozess. Dieser hängt stark vom Alter, der Geschlechtszugehörigkeit, den Bedarfslagen und Interessen, dem Vorhandensein von Grünflächen, Asphaltflächen, veränderbaren Raumobjekten etc. sowie der Akzeptanz der Erwachsenen, also deren Definitionen von Teilhabechancen der Heranwachsenden, ab. Die spezifische Dynamik jugendlicher Bedarfslagen bezieht sich nicht nur auf die differenzierten Aneignungsformen, sondern auch auf das Phänomen des Aufwachsens selbst: Interessen und Bedürfnisse verändern sich im Prozess des Aufwachsens und Älterwerdens andauernd und bedingen flexible Anpassung an die dementsprechend geänderten sozialräumlichen Bedürfnisse: Die für Kinder und Jugendliche typische Gegenwartsorientierung zwingt aber auch dazu, Veränderungen kurz- oder mittelfristig umzusetzen, wenn sie Bedeutung für die Heranwachsenden der Siedlung entfalten sollen.

Jugendgerechte Konzepte müssten also zum einen sehr konkret und anschaulich die sehr vielfältigen jugendkulturellen Anforderungen – gerade im Sport-, Bewegungs- und Geselligkeitsbereich – aufgreifen und zugleich die Heterogenität der alltäglichen Wiener Jugendkultur anerkennen. Zum anderen müssen sie auch die typischen sozialräumlichen Aneignungsaspekte der Jugendlichen beinhalten, die sich über die Möglichkeit der Eigentätigkeiten, der Veränderung, der Umnutzung, der Mitbestimmung, der Gegenwartsorientierung charakterisieren.

Als typisches Beispiel für so ein partizipatives Projekt sei hier der Bau eines Unterstandes durch eine Mädcheninitiative genannt:

> *„Der öffentliche Raum entspricht durch seine Strukturen zumeist den Aneignungsformen männlicher Jugendlicher und nimmt auf die Bedürfnisse von Mädchen weniger Rücksicht. Die Initiative ‚Mädchenpavillon' am Kreilplatz im 19. Bezirk setzte dem den Bau eines von Mädchen geplanten Stadtmöbels entgegen. Weibliche Jugendliche entwarfen mit den Jugendarbeiterinnen die Pläne für den Unterstand, beteiligten sich an der Einreichung des Projekts und erwarben sich die handwerklichen Fähigkeiten, diese Sitzgelegenheit mit Tischlerinnen zusammen zu bauen. Von der Idee bis zur Fertigstellung wurde ‚die einzige reine Frauenbaustelle Österreichs' von den Mädchen des Bezirkes bestimmt." (VJZ 2008, S. 19)*

1 Aus der Perspektive der Transkulturalität gilt es von vielfältigen Jugend(en) statt einer Jugend auszugehen und die ‚Mischungen' in den Bewältigungsformen und Lebenslagen der Lebensphase Jugend wahrzunehmen. Nicht allein der Migrationshintergrund, die Klassenlage oder das Geschlecht, sondern vor allem das Zusammenspiel verschiedener Bedeutungszusammenhänge wie familiäre Situation, finanzielle Ressourcen, regionale Unterschiede, Bildungszugänge, Zugehörigkeit zu Jugendkulturen etc. eröffnen oder verschließen gesellschaftliche Teilhabechancen und bestimmen die Aneignungsformen.

Zur Person: Mag. Dr. **Richard Krisch**: Studium Soziologe und Sozialpädagogik an der Uni Wien und der T.U. Dresden. Referent für Pädagogische Grundlagenarbeit des Vereins Wiener Jugendzentren, Lektor an der Fachhochschule Campus Wien.
Arbeitsschwerpunkte: Offene Jugendarbeit; Sozialraumorientierung und Methoden der Sozialraumanalyse; Jugend und Übergänge in Arbeit; Bildung, Diversität
Kontakt: r.krisch@jugendzentren.at

Weiterführende Literatur:

Böhnisch, Lothar/**Münchmeier**, Richard (1990): *Pädagogik des Jugendraums. Zur Begründung und Praxis einer sozialräumlichen Jugendpädagogik*. Juventa Verlag: Weinheim und München

Bütow, Birgit (2006): *Mädchen in Cliquen. Sozialräumliche Konstruktionsprozesse von Geschlecht in der weiblichen Adoleszenz*. Juventa Verlag: Weinheim und München

Deinet, Ulrich (Hrg.) (2009): *Sozialräumliche Jugendarbeit. Grundlagen, Methoden und Praxiskonzepte*. Verlag für Sozialwissenschaften: Wiesbaden

Krisch, Richard (2009): *Sozialräumliche Methodik der Jugendarbeit. Aktivierende Zugänge und praxisleitende Verfahren*. Juventa Verlag: Weinheim und München

Verein Wiener Jugendzentren (Hrg.) (2008): *Partizipation – Zur Theorie und Praxis politischer Bildung in der Jugendarbeit*. Wissenschaftliche Reihe, Band 5: Wien.

Online Journal sozialraum.de, *http://www.sozialraum.de*

Ein enormes Potenzial

Bella Bello Bitugu über das ambivalente Verhältnis von Sport und Transkulturalität

Bella Bello Bitugu, Ich würde gerne mit Ihnen über das Thema Transkulturalität und Fußball sprechen. Wenn wir uns aber in die Stadionrealität hineinversetzen, fragen wir uns natürlich sofort: Kann das irgendetwas miteinander zu tun haben?

Ja, ich denke mir schon. Es kann – besser gesagt – könnte mit Interkulturalität, Transkulturalität zu tun haben und sollte es auch.

Die Frage ist, aus welchen Perspektiven man das sieht. Das Potenzial von Fußball, bzw. der Begegnungen im Fußball-Geschehen, ist ein Phänomen, das Menschen aus verschiedensten kulturellen Hintergründen zusammenbringt: Alter, Beruf, Weltanschauung, reich, arm, religiöse Diversitäten und vieles mehr. Diese Menschen unterschiedlicher kultureller Herkunft treffen im Stadion aufeinander – als Anhänger oder auch als Gegner. In dem Moment, in dem ich mich als Anhänger eines Vereins sehe und ich mich im Stadion befinde, steht die Mannschaft, das Spiel im Mittelpunkt. Dabei entsteht so etwas wie spontane Solidarität, egal ob du schwarz, weiß, blau, grün, Frau, arm, reich, Moslem, Christ, Jude oder was auch immer bist. In diesem emotionalen Moment, in diesem spontanen Solidarisierungsakt entsteht eine große Chance.

Auf der anderen Seite nützen Menschen dieselbe Plattform, um Menschen zu trennen und diese positiven Aspekte zu untergraben, sie für ihre eigenen Interessen zu nützen. In diesen Fällen steht Diskriminierung und Ausgrenzung im Vordergrund.

Deswegen sage ich, „es könnte sein", dass Fußball mit Transkulturalität zu tun hat. Es hängt davon ab, ob es uns gelingt, dieses positive Potential, das das Fuß

ballgeschehen auf jeden Fall bietet, zu nutzen, um Transkulturalität zu reproduzieren bzw. zu zementieren.

Das heißt, Sport hat ein Janus-Gesicht und ist auch nur ein Spiegel der Gesellschaft?
Richtig.

Bleiben wir einmal beim negativen Teil dieses Janus-Gesichtes. Handelt es sich dabei tatsächlich lediglich um einen Spiegel der Gesellschaft oder ist es in Wirklichkeit nicht doch eine zusätzliche Steigerung von Konkurrenz, Rassismus, etc. viel mehr als es gesellschaftliche Realität vorgibt?
Wir gehen nicht ins Stadion mit der Absicht, solche Eigenschaften oder Dispositionen dort zu lernen. Diese Meinungen sind bereits da. Es mag schon sein, dass wir dort solche Einstellungen wahrnehmen, die wir dann imitieren. Aber das grundsätzliche Phänomen ist: Was wir im Stadion sehen, ist etwas, was die Menschen von draußen mitgebracht haben. Das Stadion ist lediglich ein Manifestationsort, begünstigt auch durch Anonymität. Dort haben Menschen das Gefühl, alles tun zu dürfen und viele nutzen diesen Schauplatz, um ihren Frust auszulassen, in einer Form, die der Alltag ihnen nicht erlauben würde.

Wirkt dieses Massenereignis Fußball in Bezug auf Rassismus, Aggression, etc. nicht zusätzlich eskalierend?
Das ist Teil des Phänomens „Stadion". Fußball ist zum Popereignis geworden. Im Stadion geht es vorwiegend um „wir gegen sie". Zusätzlich hat sich ein enormer Schub in Richtung Kommerzialisierung, Konkurrenz und Leistungsdruck getan. Viel Geld ist im Spiel. Diese Phänomene machen den Fußball zum Massenereignis. Da braucht es dann nur wenig, um das Ganze eskalieren zu lassen.

Ist Fußball ohne die von Ihnen genannten Aspekte von Leistungsdruck, Kommerzialisierung, etc. überhaupt noch denkbar? Gibt es einen Weg zurück zum lustvollen Straßenfußball?
Ich glaube nicht, dass es ein Zurück geben wird. Aus dem einfachen Grund, dass Fußball zu einem Produkt, einer Marke geworden ist. Da geht es inzwischen um sehr viel Geld – verschärft gesagt um Überleben oder Tod. Diese Popkultur hat eine eigene Dynamik. Das macht den Weg zurück zum „People's Sport" sehr schwierig.

Trotzdem finde ich es sehr wichtig, dass Menschen diesbezüglich ihre Stimme erheben und das passiert zunehmend. Die Forderung, dass Fußball auch für den „einfachen Mann auf der Strasse" nicht nur als Konsument von Bedeutung ist – aber ich sage „auch"!

Ich spreche dabei den Austausch von Menschen an, die am Wochenende gemeinsam Fußball spielen, in einem Verein oder auch außerhalb. Wäre es nicht sehr sinnvoll, diesen Aspekt gesellschaftlicher Interaktion im kommunalen Raum wieder mehr zu kultivieren?

Auch in dieser Beziehung reflektiert Fußball unsere Gesellschaft – wie viele andere Phänomene auch. Auch im Fußball wird der nicht-kommerzialisierte Aspekt von Kommunikation sehr zurückgedrängt. Auch wenn ich das sehr schade finde, ist das nichts anderes als ein Spiegel der Gesellschaft.

Sie haben am Beginn das Bild des Fußball-Geschehens gezeichnet, in dem sich Kulturen aller Art treffen. Aber ist Fußball nicht immer noch Männersport? Tut sich da was in den letzten Jahren? Wird Fußball weiblicher und wenn, sind nicht auch da kommerzielle Überlegungen im Vordergrund?

Es gibt Vereine, die ganz bewusst versuchen, Frauen anzusprechen. Diese Initiativen, Fußball familienfreundlicher zu machen, sind natürlich notwendig. Wenn

Hans Peter

Zwei Debatten haben mich sehr eingenommen:

Die Kritik, das Modell von „Transkulturalität" würde die Machtfrage zu sehr hintanstellen oder gar ausblenden, scheint mir bedeutsam. Vor diesem Grund wird der starke Fokus, den Rubia Salgado auf Sprache und Definitionsmacht gesetzt hat, nachvollziehbar – wer hat die Macht, Kultur, Konflikt, Gewalt als solche zu definieren und zur Sprache zu bringen?

Sehr spannend fand ich auch die so genannte „Dekonstruktions-Debatte". Diese Notwendigkeit der Auflösung von Kategorien kommt mir immer wieder in den Sinn, wenn ich Workshops zu Vorurteilen und Feindbildern leite. Wie gelingt es uns, Bilder und Stereotype, die ja nicht nur in unserer persönlichen Biografie, sondern über Generationen hinweg konstruiert wurden, wieder zu „verlernen"? Welche Prozesse sind notwendig, um diese Muster, die unsere Empathie-, Kommunikations-, aber auch Fantasiefähigkeit so massiv einschränken, wieder aufzulösen – nicht zu vergessen, sondern zu verlernen?

In diesem Sinne kann ich auf die Frage: „Was hab ich in diesem Seminar verlernt?" nur antworten: „Hoffentlich einiges!"

Hans Peter Graß,
Geschäftsführer,
Friedensbüro Salzburg

wir daran denken: Erst 1970 hat Deutschland Frauenfußball erlaubt und erst 1996 ist Frauenfußball als olympische Disziplin anerkannt worden. Das alles kann man nur mit bestimmten Männlichkeitsphantasien erklären.

Ich denke Fußball hat immer mit männlichen Wertvorstellungen, männlichen Phantasien, männlichen Ritualen zu tun. Zunehmend setzen Frauen diesbezügliche Initiativen, die auch „von oben" unterstützt werden. Aber man darf nicht vergessen, dass auch – und besonders im Fußball – etwas nur Unterstützung erfahren wird, wenn kommerzielle Ziele erfolgreich verfolgt werden können. Frauenfußball bringt nicht soviel Geld und deshalb wird auch die Unterstützung begrenzt sein. Aber gleichzeitig denke ich – und hoffe auch –, dass darin eine Chance liegt, dass Frauenfußball nicht so kommerzialisiert wird.

Aber wie in allen gesellschaftlichen Fragen ist die Frage der Gender-Equality ein sehr wichtiges Thema. Frauen-Fußball wird z. B. in Afrika auch deshalb gefördert, weil es gleichzeitig mit anderen Gender-Fragen, Gender-Empowerment etc. forciert wird. Auch wenn das langsam gehen wird bin ich optimistisch, dass sich da einiges ändern wird in den nächsten zehn Jahren.

Sie haben eine Kultur der Männlichkeit angesprochen – wie steht es um das Thema „Homophobie"? Da gehört auch die Frage der Unverletzbarkeit dazu. Anlässlich des Freitodes des deutschen Nationaltorhüters Robert Enke im Herbst 2009 wurde das Thema „Depression, Krankheit und Sport" öffentlich breit diskutiert. Sportler sind ja immer wieder verletzt, brechen sich Nasen- und Schienbeine. Aber in ihrer psychischen Verfasstheit verstehen sich Männer immer noch als unverletzbar. Gibt es dieses Bild des unverletzbaren Mannes im Sport noch oder hat sich da in den letzten Jahren etwas aufgetan?

Ich möchte zuerst bei der Frage der Homophobie bleiben, ein besonders dringliches Thema im Sport. Noch vor zehn Jahren wollte die UEFA nichts mit dem Thema zu tun haben und heute machen sie mit FARE (Football Against Rassism in Europe) interessante Programme. Aber auch mit EGLSF (European Gay and Lesbian Sports Federation) gibt es inzwischen gemeinsame und anerkannte Sportevents. Das wird immer besser. Aber auch wenn es langsam geht, denke ich mir: The fight goes on. Da verändert sich was.

Zum Männlichkeitsbild: Gestern habe ich gehört, dass sich der Arsenal-Stürmer Robin van Persie in Serbien operieren lassen will, um bestimmte Verletzungen schneller hinter sich bringen zu lassen. Da ist der Konkurrenzdruck so groß, dass du, wenn du länger verletzt bist, bald weg bist vom Geschäft. Das hat mit Verdienst, aber auch mit Anerkennung zu tun. Du kannst bis 35 gut verdienen. Da ist viel Druck im Spiel.

Auf der anderen Seite geht es um Männlichkeitsbilder, bestimmte Schwächen nicht zeigen zu dürfen. Aber ich denke mir, auch das ist ein allgemeines gesell-

schaftliches Phänomen, dass Verletzlichkeit, das Zeigen und Eingestehen von Gefühlen in einer Leistungsgesellschaft keinen Platz hat – das trifft im übrigen auch zunehmend für Frauensportlerinnen zu.

Um auch auf das positive Potential dieses Janus-Gesichtes einzugehen: Liegen dem Fußball auch integrative Konzepte zugrunde? Gerade bei jungen Männern mit Migrationshintergrund spielt der Fußball eine enorme Rolle. Besteht da die Gefahr von Ghettoisierung oder gibt es da auch integrative Aspekte?

Dass es dieses interkulturelle Potential gibt, davon bin ich zutiefst überzeugt. Diese Zusammengehörigkeit, die Solidarität, dieser Abbau von Grenzen, die auf Herkunft, Religion, Hautfarbe, Sprache, Geschlecht, etc. basieren, bietet enorme Möglichkeiten.

Das Problem sind zum einen die Leute, die behördlich dafür zuständig sind, z. B. die Verbände. So gibt es zum Beispiel Menschen, die allein aufgrund ihrer Herkunft nicht innerhalb dieser Verbände spielen können. Dann schließen sich Minderheiten zusammen, um sich in eigenen Ligen zu organisieren, wie es vor kurzem in Tirol passiert ist. Das kann dann zur Ghettoisierung führen. Das Problem sind in diesem Fall die Strukturen. So etwas macht den Sport kaputt, genauso wie die Über-Kommerzialisierung und nicht die dem Sport innewohnenden Potentiale.

Sie setzen sich – auch auf Grund ihrer biografischen Erfahrungen – immer wieder mit der Frage „Sport und Entwicklung" auseinander. Ist es tatsächlich so, dass der Fußball in Afrika „entwicklungsfördernd" ist – oder geht es nicht auch hier um ein koloniales Konzept, also darum, Menschen kurzfristig aus ökonomischen Erwägungen in Europa Arbeit zu geben? Was bringt der Fußball für Afrika – unabhängig von den wenigen Menschen, die den sogenannten „Durchbruch" schaffen?

Ich sehe die Fragen von zwei Seiten.

Nummer eins: Da gibt es die Talente, die als sogenannte Rohdiamanten nach Europa gebracht und für Gewinn verkauft werden. Das ist der derzeitige Trend. Vermittler zahlen lächerliche Beträge an Familien. Die meisten schaffen es nicht weit und sind skrupellosen Agenten ausgeliefert, die sie bei der nächsten Gelegenheit fallen lassen. Für viele ist das der Einstieg in Kriminalität oder Illegalität. Zudem ziehen europäische Vereine den afrikanischen Ligen die interessantesten Spieler ab, sodass sich attraktive afrikanische Strukturen nicht entwickeln können. Das hat Afrika nicht geholfen, das hat den afrikanischen Fußball nicht entwickelt.

Was es braucht, sind gesicherte Strukturen, auch entsprechende infrastrukturelle Rahmenbedingungen und Sicherheiten für afrikanische Spieler, die sich in

Nigeria, in Ghana, in Togo, in der Elfenbeinküste weiterentwickeln können Was es braucht sind Trainingsutensilien, Plätze, gutes Management, funktionierende Verbände. Man wird den Verkauf von Spielern nach Europa nicht verhindern können. Aber wir sollten auch zuhause Möglichkeiten schaffen, dass Spieler in Afrika bleiben können. Das wäre die Aufgabe der afrikanischen und internationalen Verbände. Alles andere ist nichts anderes als moderne Sklaverei, Ausbeutung von Talenten von Kindern und Jugendlichen.

Zum zweiten ist „Fußball für Entwicklung" eine Strategie. Wenn wir dieses Tool für unsere Situation, für unsere Umwelt, unser Umfeld nützen können, dann können wir sowohl für den Fußball an sich als auch für Fußball als Mittel zur Entwicklung viel erreichen.

Vielen Dank für das Gespräch.

Das Gespräch führte **Hans Peter Graß**, Geschäftsführer des Friedensbüros Salzburg

Zur Person: Bella Bello Bitugu, geboren in Ghana, Pädagoge und Sozialwissenschafter an der Universität Innsbruck; Fanbotschaftsleiter; Mitglied von Football Against Racism in Europe (FARE), Partner von FIFA und UEFA, Themen: Antirassismus, Fußball und Entwicklung.

Martina

Die Teilnahme am Seminar mit Rubia Salgado und Gabriela Küng war für mich eine große Bereicherung. Es hat mich zum Nachdenken gebracht und ein bisher unbewusstes Interesse in mir geweckt. Durch die intensive Beschäftigung, das kritische Hinterfragen und Analysieren von Begriffen und Begriffsdefinitionen wurde mir bewusst, dass ich selbst unterschiedliche Begriffe verwende, die im Zusammenhang mit Migration stehen, ohne eigentlich zu reflektieren, woher diese kommen, was sie bedeuten und ob sie passend dafür sind, was ich eigentlich ausdrücken möchte.

Sich mit dem Sprechen über Migration und mit den Konzepten der Inter-, Multi- und Transkulturalität auseinanderzusetzen, sowie der Austausch mit KollegInnen aus dem Bereich der Jugendarbeit und die Verknüpfung der theoretischen Grundlagen mit praktischen Erfahrungen haben mir sehr viel Spaß gemacht und in mir mehr Sensibilität und Achtsamkeit in der Verwendung von Begriffen ausgelöst. Durch die Teilnahme am Seminar und die Mitarbeit am Reader entwickelte ich einen bewussteren Umgang mit Sprache und Neugier in Bezug auf die Herkunft, die Kritik und den Wandel von Begriffen.

Martina Mikl,
Mitarbeiterin im
Mädchenzentrum
Klagenfurt

Antirassistische Bildungs- und Berufsberatung mit Bewerbungstraining

Entwickelt von maiz – Bildungsbereich Jugend im Rahmen der Vernetzungspartnerschaft „Bildung schlägt Funken“

Kathrin Bereiter

Notwendigkeit antirassistischer Bildungs- und Berufsberatung

In jüngster Zeit verschärft sich die Debatte um Menschen mit Migrationshintergrund und besonders um Jugendliche mit Migrationshintergrund immer mehr. Dabei wird ihnen gesellschaftlich des Öfteren pauschal unterstellt, sie seien „nicht integrationswillig“ oder gar „integrationsunfähig“. Gerade fehlende oder unzureichende Schul- und/oder Bildungsabschlüsse seien der Grund für die mangelnden Chancen am österreichischen Ausbildungs- und Arbeitsmarkt. Diverse Analysen bestätigen zwar, dass migrantische Jugendliche im Vergleich zu Jugendlichen ohne Migrationshintergrund über schlechtere Schulabschlüsse verfügen, andererseits verhindern diskriminierende Faktoren die Chancengleichheit am Arbeitsmarkt. Dieses Faktum zeigt, dass in österreichischen (Erwachsenen-)Bildungseinrichtungen eine Auseinandersetzung mit antirassistischer Bildungs- und Berufsberatung keinesfalls fehlen darf. So müssen für diese Zielgruppe Standards, Materialien, Portfolios und Curricula entwickelt werden, um den zahlreichen Diskriminierungen, Vorurteilen und Dequalifizierungen[1] entgegen zu treten.

Nadia

Die Arbeit am Reader und das Seminar mit Rubia Salgado empfand ich als sehr große Bereicherung für meinen Beruf, aber auch für meinen Alltag. Durch die Arbeit am Reader war es mir möglich einen neuen Blick auf ein sehr spannendes und stets aktuelles Thema zu bekommen. Besonders wichtig war für mich die Erkenntnis, dass sehr schnell Worte verwendet werden ohne deren genaue Bedeutung zu kennen und das ein „alles über einen Kamm“ scheren sehr schnell „passiert“. Eine wichtige Erkenntnis, die ich gerade durch das Seminar gewonnen habe, war, dass man sehr oft von Unterschieden spricht, dass es aber mindestens so viele Gemeinsamkeiten gibt, die Menschen verbinden.

Mag[a]. Nadja Rauter
Kinderschutzzentrum
Salzburg

Daher bedarf es auch Materialien und pädagogisch, beraterischer Ansätze, die den Fokus auf die Stärken migrantischer Jugendlicher legen und sich nicht mehrheitlich auf ihre „Defizite“ stützen.

Eine häufig übersehene Stärke bei Jugendlichen mit Migrationshintergrund ist neben der Zwei- und Mehrsprachigkeit die interkulturelle Kompetenz, die, zugehörig zu den sozialen Kompetenzen, eine der aktuell wichtigsten Voraussetzungen für zukünftige ArbeitgeberInnen darstellt. (Vergleich: August Gächters Referat: „Bildung- und Beschäftigung von Einwanderern und Einwanderer“ beim Vernetzungstreffen für Bildungs- und BerufsberaterInnen in Kärnten, Mai 2008.)

Beschreiben wir interkulturelle Kompetenz (nach Joachim Schuch) als

- die Fähigkeit sich in das Denken und Fühlen anderer Menschen hineinzuversetzen (Empathie)
- die Fähigkeit Sachverhalte sowohl aus der Perspektive der Minderheit als auch der Mehrheit zu betrachten (Multiperspektivität)
- die Bereitschaft selbstreflektiv zu agieren
- den Mut, Unsicherheiten auszuhalten (Ambiguitätstoleranz)
- die Fähigkeit, sich der Situation und Umgebung anzupassen (Flexibilität)
- die Offenheit für neue Erkenntnisse und Sichtweisen (Openmindedness)
- Kommunikations- und Konfliktfähigkeit

so finden wir bei migrantischen Jugendlichen viele dieser Soft Skills. Schon aufgrund ihrer Migrationsgeschichte und der häufigen Diskriminierungen im öffentlichen Raum wie im Privaten, die sie erfahren, sowie der oftmals unsicheren

sozialen und wirtschaftlichen Lage entwickeln sie, wie viele Beispiele zeigen, eine außerordentliche Flexibilität, Belastbarkeit, Toleranz, Konflikt- und Kommunikationsfähigkeit. Natürlich sind diese Fähigkeiten bei migrantischen Jugendlichen nicht automatisch ausgebildet, sondern müssen wie alle Fähigkeiten und Fertigkeiten Unterstützung bekommen, um sich entfalten zu können. Da setzt u.a. die antirassistische Bildungsberatung an: Wird die Migrationsgeschichte nicht als Defizit, sondern als Bereicherung begriffen, hilft das Frustrationen abzubauen, was wiederum die Lernbereitschaft und das Selbstwertgefühl der Jugendlichen stärkt. Die Jugendlichen können ihre uneindeutige, differenzierte Identität entwickeln und stärken, was die zukünftige berufliche und schulische Laufbahn nicht unwesentlich beeinflusst.

Einen weiteren übergeordnet wichtigen Stellenwert in der antirassistischen Bildungs- und Berufsberatung hat die Auseinandersetzung mit Rassismus und Diskriminierung aufgrund der kulturellen, religiösen und ethnischen Zugehörigkeit sowie das Entwickeln und Erarbeiten von Gegenstrategien.

Bildungsberaterinnen, die mit Migrantinnen arbeiten, müssen die gesetzlich verankerten Diskriminierungen am Arbeitsplatz erkennen und benennen sowie den möglichen Handlungsspielraum aufzeigen können. Wichtig ist auch, dass sich die Beraterinnen und Pädagoginnen nicht als Vertreterinnen des Fremdenrechts sehen, dementsprechend agieren und somit die gesetzlichen Bestimmungen reproduzieren. Eine Beraterin, genau so wie eine Pädagogin, die mit Jugendlichen arbeitet, soll/muss in erster Linie parteilich gegenüber der Zielgruppe sein, was den Schluss zulässt, dass keine (latent) rassistische Person mit (jugendlichen) Migrantinnen arbeiten sollte. Daraus ergibt sich wiederum, dass diese Beraterinnen oder Pädagoginnen an ihrer Institution oder Schule Fortbildungen zum Thema Rassismus absolvieren und die eigenen Vorurteile und Zuschreibungen reflektieren sollen.

In der Bildungs- und Berufsberatung ebenso wichtig ist die Auseinandersetzung mit Sexismus, Diskriminierung aufgrund des Geschlechts, wovon Frauen am Arbeitsmarkt nach wie vor betroffen sind und die daher auch in der Arbeit mit Jugendlichen thematisiert werden muss und wogegen Handlungsspielräume aufgezeigt werden sollen.

Zielgruppen und Ziele des Curriculums

Das Curriculum und die dazu entwickelten Materialien wurden für migrantische Jugendliche der 1. Generation im Alter von 15 bis 18 Jahren entwickelt, wobei sich die einzelnen Aktivitäten und Inhalte für Personen anderer Altersgruppen

adaptieren lassen. Da ein Großteil der Inhalte handlungsorientiert aufbereitet ist, lässt sich das Curriculum bei Gruppen und Einzelpersonen unterschiedlichster Sprachniveaus durchführen.

An zweiter Stelle richtet sich das Curriculum an Bildungs- und Berufsberaterinnen, Pädagoginnen für Berufsorientierung, die mit migrantischen Jugendlichen arbeiten und ihren Handlungsspielraum bezüglich antirassistischer Methoden und Zugänge erweitern wollen.

Ein Ziel ist es, den Jugendlichen formales Wissen bezüglich des österreichischen Arbeits- und Ausbildungsmarktes, sowie die dafür nötigen rechtlichen Grundlagen nachhaltig zu vermitteln. Nach Abschluss einer Einzel- bzw. Gruppenbegleitung, basierend auf dem Curriculum, sollen die Jugendlichen in der Lage sein, ihre Fähigkeiten und Interessen sowie ihre derzeitigen Möglichkeiten zu erkennen und so ihren zukünftigen Arbeits- und Ausbildungsweg selbsttätig planen und beschreiten zu können.

Einhergehend mit dem Erreichen formalen Wissens liegt ein wichtiger Schwerpunkt auf der Unterstützung bei der (Weiter)Entwicklung unterschiedlicher Kompetenzen (z. B. Kommunikationsfähigkeit, Motivation, Eigenverantwortung, Konfliktfähigkeit, Teamarbeit) und der Erreichung einer selbstbewussten und selbstreflexiven Eigenwahrnehmung. Weiters sollen die Jugendlichen im Stande sein, sich gegen Diskriminierungen schützen und wehren zu können und erste Schritte in der Auseinandersetzung mit dem politischen Antirassismus zu gehen. Auf die Ziele des Curriculums wird bei der Beschreibung der einzelnen Curriculums – Blöcke noch näher eingegangen.

Wie die Recherche über bestehende Konzepte für Bildungsberatung in Österreich, Deutschland, Schweiz und Großbritannien ergab, fehlt ein Weiterbildungsangebot für Beraterinnen, das die spezielle Situation von Migrantinnen am Arbeits- und Ausbildungsmarkt berücksichtigt. (Recherche durchgeführt von Mitarbeiterinnen des Projekts EMPICA/ Equal Partnerschaft „work in process".)

Daher soll das Curriculum das Wissen von Bildungs- und Berufsberaterinnen bezüglich der unterschiedlichen Bedürfnisse migrantischer Jugendlicher in Hinblick auf die Bildungs- und Berufsberatung erweitern und einen Leitfaden darstellen, wie auch methodisch und didaktisch auf die besonderen Lebenssituationen von Migrantinnen eingegangen werden kann.

Ziel ist es, eine Auseinandersetzung mit dem politischen Antirassismus zu forcieren und den Beraterinnen das Handwerkszeug zu vermitteln, um aus antidis-

kriminatorischen Blickwinkeln beraterisch, in Gruppen- oder Einzelbegleitung, tätig sein zu können.

1 Dequalifizierung: In Österreich gab es im Mai 2001 rund 586.000 Berufstätige, die für ihre Arbeit nicht so viel Bildung oder Ausbildung brauchten, wie sie besaßen. Das waren 19 % aller Berufstätigen, die mehr als eine Pflichtschule abgeschlossen hatten, rund 15% aller Berufstätigen insgesamt. Das heißt rund ein Siebtel der Berufstätigen hat Qualifikationen, die formal nicht genutzt werden. Die objektiven Gründe für Dequalifizierung und für andere Ergebnisse von Diskriminierung sind rar. Diskriminierungsstudien in mehreren Ländern der EU haben gezeigt, dass schon der geringfügigste „fremde" Akzent genügt, um am Arbeitsplatz massiv diskriminiert zu werden. Es gibt aber keinen einzigen Beruf, wie hoch in der Hierarchie auch immer, den man wegen eines bloßen Akzents nicht ebenso effizient ausüben könnte, wie jemand anderer. (Vergleich: Dequalifizierung in Österreich 2001; August Gächter, 2006)
Dieser diskriminierende Faktor hat sehr wohl Auswirkungen auf Jugendliche: Informationen über Berufe werden viel auf informeller Ebene erworben. Das heißt, Jugendliche sammeln ihre ersten Eindrücke vom Arbeitsleben im Alltag, in dem sie permanent mit verschiedenen Berufszweigen konfrontiert sind. Egal ob sie einkaufen gehen und so wahrnehmen, welche Tätigkeiten eine Verkäuferin zu erledigen hat, oder ob sie ihre Eltern und Bezugspersonen beobachten. Wenn nun also ein Siebtel aller Beschäftigten in Österreich unter ihrer Qualifikation beschäftigt sind, erleben die Jugendlichen ihre beruflichen Vorbilder dequalifiziert, orientieren sich aber trotzdem an den ausgeübten Tätigkeiten.

Rüdiger

Rüdiger Teutsch, ich leite die Abteilung „Migration, Interkulturelle Bildung und Sprachenpolitik" im Unterrichtsministerium. Dabei sehe ich, dass es oft um den Zugang zu Bildung, um Partizipation und Chancengerechtigkeit geht – nicht um Fragen der kulturellen Herkunft

Mit „Kultur" verbinde ich … ein alltägliches Gefühl der Selbstverständlichkeit, des Zu-Hause-Seins, des Wissen-wie's-geht. Ich vertraue darauf, dass das Gespräch gelingt, dass uns gemeinsame Annahmen tragen, dass wir wissen, woran wir sind

„Kultur" ist wichtig, weil … sie mir nicht nur Sicherheit gibt, sondern mir auch ermöglicht, einen Schritt zurückzutreten, um zu fragen, was denn los ist und ob es nicht auch ganz anders sein könnte

„Kultur" ist problematisch, weil … damit oft Ereignisse erklärt werden, die nichts mit „Kultur" zu tun haben, sondern ihre Ursachen in Benachteiligung, Ausschluss oder in Armut haben

Migration und die Begriffe der 1., 2. und 3. Generation

Auf der Suche nach einer angemessenen Bezeichnungspraxis

Daniela Deutsch

Wenn wir von der 2. und 3. Generation von MigrantInnen reden, stehen diese in erster Linie in Zusammenhang mit angeworbenen Arbeitskräften ab den 1950er Jahren, den sogenannten „GastarbeiterInnen". In Österreich begann die zwischenstaatlich organisierte „Ausländerbeschäftigung" deutlich später als in Deutschland, der Schweiz oder Skandinavien. Das erste Anwerbeabkommen wurde 1962 mit Spanien geschlossen, weitere 1964 mit der Türkei und 1966 mit Jugoslawien. Mit 220.000 ausländischen ArbeitnehmerInnen erreichte die sogenannte‚Gastarbeiter'-Beschäftigung 1974 ihren ersten Höhepunkt"[1]

In der öffentlichen Diskussion gibt es seitdem eine Vielzahl von Begrifflichkeiten und Bedeutungen zum Thema Migration, „Deutsche Ausländer", „MigrantInnen", „Ethnische Minderheitenangehörige", „Zweite AusländerInnen-Generation" „Migrationsgezeichnete Deutsche", die vermeintlich sehr homogene Personengruppen beschreiben sollen.

Wenn also von MigrantInnen oder AusländerInnen die Rede ist, dann gehen damit eine Vielfalt von Vorurteilen und Konnotationen einher, die oft unmittelbar das Anderssein von Personen oder Gruppen festschreiben, ohne Berücksichtigung der Selbst-Positionierung, bzw. Eigendefinition.

Der Migrationspädagoge Paul Mecheril spricht in Zusammenhang mit dem Begriff der 2. Generation auch von‚Anderen Deutschen'(1997: 177): „Menschen, die

wesentliche Teile ihrer Sozialisation in Deutschland absolviert haben und die Erfahrung gemacht haben und machen, aufgrund sozialer oder physiognomischer Merkmale nicht dem fiktiven Idealtyp des oder der „Standard-Deutschen" zu entsprechen, weil ihre Eltern oder nur ein Elternteil oder ihre Vorfahren als aus einem anderem Kulturkreis stammend betrachtet werden."[2]

Somit werden Menschen pauschal als anders kategorisiert und festgeschrieben, unabhängig von der Dauer des Aufenthalts oder des rechtlichen Status.
„‚Andere Deutsche' gibt es ~~nicht~~" – wie Mecheril 2004 einen Artikel überschreibt. Es gibt sie nur insofern, als durch das Konzept jene Gruppen von Menschen in den Blick kommen, die von der beschriebenen strukturellen Ausgrenzung degradiert werden oder davon profitieren.[3]

Der Begriff „GastarbeiterInnen" ist nicht korrekt und wird heute nicht mehr verwendet:

> *In den 1960er Jahren richtete die österreichische Bundeswirtschaftskammer die ersten Anwerbebüros für sogenannte ausländische Arbeitskräfte in der Türkei ein. Ziel war es, Personen aus dem Ausland für einige Jahre als Arbeitskräfte nach Österreich zu holen, die danach wieder in ihr Heimatland zurückkehren würden. Dieses ursprüngliche Konzept berücksichtigte nicht, dass nicht nur Arbeitskräfte, sondern Menschen kommen würden, die bestimmte Bedürfnisse haben. Zu diesem Konzept passte der Begriff des ‚Gastarbeiters', der sich auch in der Umgangssprache und der Öffentlichkeit durchsetzte.*
>
> *Die ArbeitsmigrantInnen wurden nicht nur am Arbeitsplatz, sondern auch in anderen Lebensbereichen (Politik, Ausbildungssystem, Konsum, usw.) benachteiligt und somit von politischen, sozialen und kulturellen Rechten ausgeschlossen. Die Betroffenen selbst haben wenig Widerstand gegen Diskriminierungen geleistet, da sie ihren Aufenthalt in Österreich als provisorisch betrachteten. Aus diesem Provisorium wurde in Folge des Familiennachzugs eine dauerhafte Niederlassung und 'GastarbeiterInnen' wurden somit zu EinwanderInnen.* [4]

1 Fassmann, Heinz/Rainer Münz (1992): Einwanderungsland Österreich? Gastarbeiter-Flüchtlinge-Immigranten, Wien, S. 14.
2 *http://www.urmila.de/UDG/Forschung/Workshop/zweitegeneration.html* ,„Rassismuserfahrungen von Anderen Deutschen – eine Einzelfallbetrachtung." In: Ders. und Thomas Teo (Hrsg.): Psychologie und Rassismus. Rowohlt, Reinbek bei Hamburg: S. 175-200.
3 *http://www.urmila.de/UDG/Forschung/Workshop/zweitegeneration.*
4 *http://www.gleiche-chancen.at/down/glossar.htm html*

Die folgenden Interviews wurden geführt, um persönliche und kollektive Erlebnisse und Reaktionen von Personen und Gruppen aufzuzeigen, die als so genannte „Andere“ in einer Gesellschaft wahrgenommen werden mit dem Fokus auf aktuell verwendete Begrifflichkeiten sowie deren Bedeutungen und Konnotationen.

Interview Lale Tipieser

Das erste Interview wurde mit **Lale Tipieser** geführt. Sie ist diplomierte Kunsttherapeutin und arbeitet im Mädchentreff – Tübingen mit jugendlichen Migrantinnen.

Was steht für dich hinter dem Begriff GastarbeiterIn?

GastarbeiterIn. In erster Linie ganz spontan meine Eltern – und dass in meinem Pass damals Gastarbeiterkind drin stand. Am Anfang, als Kind, registriert man gar nicht so sehr, was es denn bedeutet Gastarbeiterkind zu sein. Zu diesem Zeitpunkt ist das ja dann tatsächlich einfach so. Je älter und politischer ich geworden bin umso mehr hat dieser Begriff auch angestoßen. Wir sind ja nur Kinder und nicht Gastarbeiterkinder.

Ist das wie ein Stempel gewesen?

Ja natürlich, klar. Es stand nicht „Kind von…“ drin, sondern du bist Gastarbeiterkind. Auch die Berufsdefinition deiner Eltern, was sie sind, ob sie arbeiten oder nicht. Viele Eltern, vor allem Frauen sind ja auch im Rahmen des Familiennachzuges gekommen.

Wie lange hattest du dann diesen rechtliche Status?

Als ich dann meinen eigenen türkischen Pass mit 16 Jahren bekommen habe, stand dann Gastarbeiterkind nicht mehr drin. Aber das war trotzdem eine lange Zeit.

Damals war es für mich erstmal wichtig den eigenen Pass zu haben und nicht mehr im Pass der Eltern bzw. der Mutter zu stehen. Also nicht mehr „Kind von…“ zu sein, und die eigene Identität gehört ja auch in der Pubertät dazu, und da ist es dann ganz wichtig, dass du nicht als „Kind von…“ definiert wirst – unabhängig von Gastarbeiterkind oder nicht, sondern ich bin einfach die Lale.

Viele der so genannten GastarbeiterInnen bekamen dann in den 80er Jahren Geld vom Staat, damit sie zurück in ihr „Heimatland“ gehen. Wie war das bei deinen Eltern und wie hast du das wahrgenommen?

Meine Eltern sind in Deutschland geblieben, aber es war natürlich in den 80ern eine ganz große Welle von Menschen die zurück gingen. Da haben sie, ich nenne das „Kopfgeld“ bekommen, um zurück zu gehen. Viele unserer Freunde sind damals gegangen, aber meine Eltern sind geblieben.

Diese Summen waren auf den ersten Blick schon hoch, so eine gewaltige Summe auf einmal, und wenn man das umrechnete – für die damaligen Verhältnisse in der Türkei – haben viele Menschen gedacht, es lohnt sich. Aber das Geld war dann schnell aufgebraucht.

Viele Kontakte mit Bekannten sind dadurch verloren gegangen. Aber ich weiß nicht ob die, die gegangen sind, das dann bereut haben oder nicht.

Wie habt ihr euch selber bezeichnet?

Wir haben schon manchmal so spaßeshalber auch „Gastarbeiterkinder“ gesagt, aber eigentlich waren wir die AusländerInnen. Damals gab es auch nicht den Begriff „Menschen mit Migrationshintergrund“. Ja, wir waren die AusländerInnen – und ich bin es immer noch.

Wenn jetzt auch im öffentlichen Diskurs von den Generationenbegriffen die Rede ist, also 1.,2.,3. Generation, werden sie immer im Kontext mit den GastarbeiterInnen verwendet. Ist das für dich stimmig?

Erstmal möchte ich anmerken, dass Deutschland schon lange eine GastarbeiterInnen-Tradition hat. Da hießen die Menschen zuvor Saisonarbeiter, z. B. kamen sie aus Polen. Irgendwann wurden sie dann einfach nicht mehr Saisonarbeiterinnen sondern GastarbeiterInnen genannt.

Der Generationenbegriff jedoch von dem wir hier reden bezieht sich nur auf die GastarbeiterInnen, obwohl es schon immer Arbeitsmigration gab.

Was bedeuten diese Begriffe für dich, wie definierst du dich, stört dich die Bezeichnung und sollte die Bezeichnung 2. und 3. Generation aufgehoben werden?

Ich bin die 2. Generation und ich mag den Begriff noch nicht aufheben, weil ich nicht wie eine „Einheimische“ oder „Biodeutsche“ behandelt werde (Biodeutsch im Sinne von deutschen Menschen, die über Blut definieren, wer deutsch ist und wer nicht).

Ich bekomme politisch und sozial immer noch diese Vibes á la „du bist Gast“. Deswegen fühle ich mich angesprochen, wenn ich als die 2. Generation definiert werde. Ich bin kein Gast, das nicht, ich hab hier Rechte, und ich fordere Rechte, die mir zustehen, weil ich kein Gast bin, ich sehe mich als Teil des Ganzen aber letztendlich habe ich diese ganzen Rechte nicht ohne den deutschen Pass.

Von daher mag ich diese Begrifflichkeiten nicht aufheben, sobald sie aufgehoben werden, entsteht ganz schnell das Gefühl, dass es kein Thema mehr ist.

Meinst du damit, den Begriff „2. oder 3. Generation“ als operativen Begriff noch zu behalten?

Ja, zu behalten und damit auch zu arbeiten und zu schauen: ist das noch präsent? Ich mag bestimmte Begrifflichkeiten nicht aufheben, auch wenn sie nicht „gut klingen“, solange sie noch stören – also in der Gesellschaft präsent sind und gelebt werden – bzw. solange als Parameter genutzt werden müssen um zu reflektieren. Momentan muss ich sagen, kann ich sie also nicht aufheben. Meinen Sohn sehe ich ebenfalls als 3.Generation an, obwohl er einen deutschen Pass hat Es ist auch eine emotionale Sache, weil er nicht „biodeutsch“ ist. Gleichzeitig hoffe ich auch, dass er nicht aufgrund seines Namens auffällt.

Sobald es normal ist, einen nicht „deutschen“ Namen in Deutschland als normal anzuerkennen, wäre das gut, aber sobald er wegen seines Äußeren, seiner dunklen Augen, seiner dunklen Haare oder wegen seines Namens auffällt oder definiert wird, solange ist er 3. Generation.

Durch diesen Begriff werden sehr unterschiedliche Personen, aus Spanien, Griechenland etc. als eine homogene Gruppe an den Rand gestellt, bzw. als „das Andere“ definiert. Wenn diese Begriffe jedoch auch in öffentlichen Medien sehr vereinnahmt und geprägt werden, entstehen dadurch ganz bestimmte Klischees und damit reproduzieren sich auch Vorurteile?

Muss ich mich um den öffentlichen Diskurs kümmern, dass es politisch korrekt klingt? Nein ich muss mich nicht darum kümmern, letztendlich ist eine „du bist drinnen“, „du bist draußen“ – Definition existent und wenn ich auch als 3. Generation nicht drin bin, ist das die Alltagsrealität dieser jungen Menschen.

Definitionen entstehen durch ein Wechselspiel zwischen öffentlichen Diskursen, Medien und der Alltagsrealität. Noch vor ein paar Jahren gab es die Diskussion um eine Leitkultur, aber soll ich mich an diesem öffentlichen Diskurs orientieren und darüber definieren?

Es gibt hier ein Drin und Draußen, „du gehörst dazu“ „du gehörst nicht dazu“, es gibt diesen positiven Rassismus im öffentlichen und auch im sozialen Diskurs, und deswegen will ich mich nicht darum kümmern einen politisch korrekten Begriff anstelle der 3. Generation einzuführen.

Ich stelle hier auch eine Frage: Der Begriff AusländerIn ist weggefallen und statt dessen der Begriff Menschen mit Migrationshintergrund eingeführt worden, aber hat sich dadurch an der gesellschaftlichen Lage etwas verändert?
Die Begrifflichkeiten haben sich verändert, aber die Realität nicht.

Du bist in der Jugendarbeit tätig, wer ist hier eure Zielgruppe?

Wir arbeiten im Mädchenhaus mit jungen Mädchen im Alter von 6 bis 22 Jahren. Pro Tag sind viele Jugendliche aus sehr unterschiedlichen Kontexten hier im Jugendhaus, dann haben wir bis zu 13 verschiedene Sprachen hier.

Unsere Zielgruppe sind migrantische Mädchen, aber auch junge lesbische Mädchen und Menschen mit „Beeinträchtigungserfahrung". (Lale lächelt)

Die einzige Trennung, die wir machen, ist beim Geschlecht. Wir sagen, Mädchen brauchen Mädchenfreiräume, um ihnen eine andere Entfaltung bzw. Entwicklung der Persönlichkeit zu ermöglichen. Es gibt auch deutsche Mädchen, die hier her kommen, und das ist sehr interessant, da sie miteinander ins Gespräch kommen und plötzlich merken – hoppla wir haben ja gemeinsame Erfahrungen trotz unterschiedlicher Herkunft. Dann merken sie auch, dass es nicht immer ausschlaggebend ist, wo ein Mensch herkommt, sondern die Schicht, in der sie sich bewegen und auf dieser Schicht – Ebene finden sie ganz viele Gemeinsamkeiten.

Aber es geht uns nicht nur um Gemeinsamkeiten. Es können ja auch Unterschiede verbinden- Schlagwort Diversity – auch dass anzuschauen und zu sagen: OK, es sind Unterschiede da, wir müssen nicht alle gleich sein – ich will auch nicht gleich sein – sondern zu sagen wir sind Menschen, wir sind Mädchen und wir kämpfen um die gleichen Rechte. Es geht nicht nur darum Gemeinsamkeiten zu finden, die uns verbinden, sondern auch um Unterschiede, die uns verbinden. Unterschiede müssen nicht separieren, als Negativbegriff, sondern auch sie können verbindend wirken.

Wie ist euer Umgang mit Vorurteilen und Zuschreibungen, gibt es die auch im Mädchenhaus?

Gesellschaftliche Zuschreibungen aufgrund der Herkunft und des Geschlechts gibt es ganz klar auch unter den Jugendlichen hier im Mädchenhaus. Damit arbeiten wir – oft auch stark situationsbezogen. Diese Zuschreibungen sind auch mir persönlich passiert, aufgrund meines Namens, meiner Herkunft von Seiten der Mädchen in meiner Rolle als Therapeutin/Pädagogin.

Genau diese Zuschreibungen anzusprechen, führt zur Diskussion, weil dadurch dann auch Erwartungshaltungen und in weiterer Folge Definitionen über drin und draußen entstehen.

Darüber mit den Mädchen zu reden bedeutet eine Chance zu nutzen und zu schauen was das eigentlich bedeutet- eine von uns oder eine von denen zu sein. Gemeinsam mit den Mädchen zu erkennen: ist etwas OK, ist etwas nicht OK? Wo

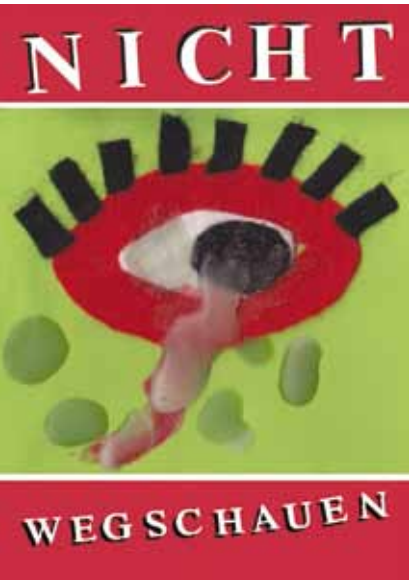
stimmen Zuschreibungen, wo stimmen sie nicht? Das ist natürlich auch für uns immer wieder ein spannendes Thema.

Wie ist eure Arbeitsweise mit den Mädchen, arbeitet ihr themenbezogen?

Grundsätzlich hat unsere Arbeit einen freien Charakter. Wir haben immer wieder Workshops zu Themen, die die Mädchen besonders interessieren. Grundsätzlich bieten wir den Mädchen einen sehr freien Rahmen – die Mädchen können kommen und gehen – und wir versuchen situationsgerecht zu arbeiten.

Um unsere Öffnungszeiten haben wir eine Struktur mit fixen Essenszeiten und z. B. Hausaufgabenbetreuung, sowie einen inhaltlich frei gestaltbaren und zeitlichen Raum für die Mädchen.

Unser Anliegen ist, dass dieser freie Raum von den Mädchen selbst gestaltet wird, dass die Mädchenräume von Mädchen gefüllt werden und nicht von Pädagoginnen.



Kann hier gesagt werden, dass es diese Freiräume für jugendliche Mädchen unbedingt braucht?

Ja! Eine Gruppe von Mädchen hat beispielsweise gerne Theater gespielt. Sie sind gerne in andere Rollen geschlüpft. Dabei haben sie Situationen, die sie erlebt oder gesehen haben, bzw. Themen, die sie gerade beschäftigten, nachgespielt, z. B. Deutschlands next Topmodel, da haben sie dann Topmodel gespielt….

Oder ein anderes Beispiel: zu Weihnachten, wenn alle erzählen, dass sie Kekse backen, dann wird auch hier im Mädchenhaus der Rahmen genutzt um Kekse zu backen,

Auch hier werden die Bedürfnisse und Wünsche der Mädchen aufgegriffen, obwohl einige Mädchen kein Weihnachten feiern und das einfach probieren wollen.

Wie es so schön heißt: dort abholen, wo sie stehen und dann schauen, was sie wollen und was nicht, wohin sie möchten und wie sie sich selber positionieren wollen.

Welche zukünftigen Themen haben für dich eine große Wichtigkeit?

Mehr Lobbyarbeit und politisch sichtbarer zu werden, ist für mich sehr wichtig: Gleiches Recht für alle, egal welcher Herkunft oder Sexualität. Wichtig ist mir auch eine größere Transparenz und Sichtbarkeit der angesprochenen Themen, also Sichtbarkeit in der Öffentlichkeit zu gestalten.

Vielen Dank für das Interview!!!

Die Person des **zweiten Interviews** wird auf Wunsch nicht namentlich genannt, war aber längere Zeit bei Kanak Attak aktiv, einem Zusammenschluss junger „MigrantInnen“ der 2. Generation in Deutschland.

Interview anonym

Was steht für dich hinter dem Begriff Gastarbeiter, der so genannten 1. Generation?

Für mich ist es ein sehr veralteter Begriff, der heutzutage nicht mehr zutreffend ist. Für mich sind es auch die Eltern, meine Eltern, die damals noch den Glauben hatten nur eine vorübergehende Zeit hier zu sein.

Es ist ein nostalgischer Begriff im negativen Sinne, also eher historisch und mit Gastarbeiter verbinde ich in erster Linie, dass man ungewollt ist, dass man Gast ist, sich an gewisse Richtlinien zu halten hat und jeder Gast geht irgendwann wieder zurück nach Hause. Dies sind alles Punkte, die für mich überhaupt nicht zutreffen.

Eigentlich heißt es ja, der Gast sei König, aber im Zusammenhang mit Arbeitsmigration war der Gast noch nie König, sondern immer nur der Sklave.

Was bedeutet es für dich, wenn von Generationen die Rede ist?

Hier geht es in erster Linie darum zu differenzieren von welchen Menschen gesprochen wird, da diese sehr unterschiedliche Hintergründe haben. Ich glaube diese 1. 2. und 3. Generation wird es immer geben, da es die Migration immer geben wird und die Unterscheidung der Generationen liegt nicht in einer biologischen zeitlichen Abfolge sondern ist ganz stark davon abhängig, wer wann migriert ist.

Meine Eltern zähle ich zur ersten Generation, weil sie erst als erwachsene Menschen aus wirtschaftlichen Gründen migriert sind und hier her gekommen sind. Sie sind in ihrem Geburtsland aufgewachsen und hängen sehr stark an dieser Heimat, da sie Kindheitserinnerungen, Freunde und Familien zurückgelassen haben und daher dort noch sehr stark verwurzelt sind. Dies gilt natürlich für die 2. Generation nicht mehr so stark, da diese hier aufwächst und Erinnerungen, Freunde und Familien hier haben. Für die 3. Generation wird gerade auch dieser Bezug immer schwächer und das Land, in dem man lebt, immer wichtiger.

Wie siehst du deine Rolle als so genannte 2. Generation? Auch aus der emotionalen Perspektive?

Das Wichtige dabei ist, dass die Eltern immer noch davon träumen, irgendwann zurück zu kehren und ihre Heimat, die sie verlassen mussten, inzwischen als eine ideale, romantische Welt ansehen.

Natürlich hab ich schon als Kind meine Eltern viel unterstützen müssen, ich hab ja die Sprache viel besser gesprochen und konnte einen höheren Bildungs-

stand erreichen. Somit war ich bei Rechtsangelegenheiten, Arztbesuchen, Versicherungen etc. immer beratend, unterstützend dabei und das schon als Jugendlicher.

Aber noch viel wichtiger war, dadurch dass die 2. Generation viel mehr in der Gesellschaft drin war, mussten wir die Verantwortung der Eltern bzw. eigentlich der gesamten Generation übernehmen, d.h. auch für die 1. Generation gerade stehen. So war ich schon als Kind „der Türke“ und ich musste wissen – auch in der Schule - wie die Türken sind, wie die Türkei ist, egal ob im negativen oder positiven Sinne. Es wurde davon ausgegangen, dass ich jedes Feriendorf, in dem ein Tourist sein konnte, kenne. Jeder fragte mich dann: Kennst du das Dorf? Du kommst doch aus der Türkei? Als ob jeder, der hier lebt, jedes Dorf hier kennen würde. Dadurch entstand ein gewisser Zwang, sich mit dem so genannten „Heimatland“ auseinander zu setzen, obwohl es gar kein eigener Impuls war.

Wenn die Lehrerin fragte, was kocht ihr, was esst ihr, mussten wir erst mal nach Hause gehen und die Mutter fragen und feststellen, dass die Anderen was anderes Essen … dadurch kamen wir in eine Rolle, die die Elterngeneration rechtfertigen musste, auch schon in ganz jungen Jahren als Kind – wo das eigentlich noch gar kein Thema sein dürfte.

Wie ist dein Umgang mit den Generationenbegriffen, auch durch deine Erfahrungen, fühlst du dich dadurch als Anderer definiert?

Eigentlich muss da schon viel früher angesetzt werden, wenn man als MigrantIn bezeichnet wird, obwohl ich persönlich keine Migrationserfahrung habe. Einerseits bin ich froh, dass wir nicht mehr als AusländerIn oder als GastarbeiterIn bezeichnet werden – das kann als gewisser Fortschritt angesehen werden, auf der anderen Seite müssen wir damit leben, immer noch als anders, als fremd und als nicht dazugehörig angesehen zu werden. Nachdem dieser Punkt, dass man eigentlich nicht als Teil dieser Gesellschaft angesehen wird, sondern als Fremdkörper wahrgenommen wird, irgendwo von uns auch akzeptiert wurde, ist der Punkt der Generationenbegriffe nicht mehr so schlimm. Viel schlimmer ist, dass (wenn von der 2.Generation gesprochen wird) noch immer von Migration geredet wird und diese nicht automatisch als Teil dieser Gesellschaft gilt.

Welche gesellschaftlichen Zuschreibungen entstehen durch die Wahrnehmung als Andere/r? Hat sich durch die Veränderung der Begriffe von AusländerIn zu MigrantIn etwas geändert?

Die Menschen sind zumindest vorsichtiger geworden. Ich werde beispielsweise nicht mehr gleich gefragt, wo ich herkomme, aber heute heißt es dann stattdessen: Wo kommt denn Ihr Name her? Was hat Ihr Name für einen Ursprung?

Und wenn man schon von Kind auf mit solchen Fragen: Wo kommt ihr her? oder ähnlichen, kämpfen muss, entsteht mit der Zeit eine Sensibilität zu solchen Fragen. Insbesondere dann, wenn ein fremder Mensch gleich nach der Namensherkunft fragt. Dadurch entsteht das Gefühl, dass hier kategorisiert werden soll oder in Schubladen gedacht werden könnte. Vorurteile werden heute nicht mehr so offen angesprochen und ausgesprochen, aber ich weiß nicht, was in den Köpfen wirklich vorgeht.

Welche prekären Verhältnisse entstehen durch Zuschreibungen auch in der 2. Generation?

Dazu könnte ein ganzes Buch geschrieben werden, da es Alltagserlebnisse sind. Beispielsweise dass die Nachbarin fragt, ob wir auch Torte essen, nur weil ich kein Schweinefleisch esse, bis hin zur Lehrerin, die im Unterricht bemerkte: „sogar dieser Schüler, der nicht von hier ist, hat im Aufsatz eine 2 bekommen“ und diese Bemerkung dann als Lob ansieht. Aber auch an der Universität gab es einen Professor, der meinte, dass er die Rechtschreibfehler ja verstehen kann, weil man ja Migrationshintergrund hat. In diesem Fall – würde ich sagen – hat eigentlich das Schulsystem versagt, wenn nach so vielen Jahre Schulunterricht noch immer keine richtige Rechtschreibung beigebracht werden konnte. Das sind kleine Beispiele aus dem Alltag, die einem immerwährend begegnen.

Viel gravierender waren natürlich Erlebnisse Ende der 90er, wo ich mich nicht mehr alleine auf den Bahnhof getraut habe, weil immer wieder Übergriffe stattgefunden haben, wenn du als „AusländerIn“ identifiziert wurdest, oder auch wenn du in der Disko nicht hinein gelassen wirst, weil du „Ausländer“ bist.

Ich weiß auch von Erfahrungen meiner Freunde, die viel schlechtere Jobs bekommen haben oder schlechter bezahlt wurden oder bei der Wohnungssuche – beispielsweise meine Schwester – Sie musste sich eine Wohnung kaufen, weil sie als Migrantin keine Wohnung zur Miete bekommen hat.

Kanak Attak war ein Zusammenschluss von jugendlichen Menschen mit so genanntem Migrationshintergrund, die Kampagnen, Aktionen, Symposien zum Thema Migration gemacht haben. Du warst mit dabei. Kanak Attak, was war das für eine Zeit für dich?

Es war damals einfach die Zeit reif, dass die 2. Generation vom Bildungsstand und Alter so weit war, dass sie gesagt hat, wir leben hier und uns interessieren nicht die Gesetze des „Heimatlandes“ sondern die Gesetze des Landes, in dem wir leben, denn genau diese Gesetze beschneiden uns und regulieren unseren Alltag. Gleichzeitig gab es auch eine jahrelange Lüge, dass die vielen unterschiedlichen Kulturen das eigentliche Problem seien.

Wir wollten auch zeigen, dass nicht die unterschiedlichen Kulturen das Problem sind.

Möglicherweise habe ich mit einem Portugiesen vieles gemeinsam, obwohl unsere Eltern aus sehr verschiedenen „Kulturen“ kommen und somit hier ein Problem der Mehrheitsgesellschaft mit der Migrationsgesellschaft besteht und kein kulturelles Problem, dass man irgendwo aus einem Heimatland mitbringt.

Diese zwei Punkte – die bestehenden Gesetze und die kulturelle Lüge – haben dazu geführt, dass es eine Bewegung in diese Richtung geben musste. Ich weiß nicht, ob es wirklich provokant war, oder ob es einfach auch eine Wut war, um der Mehrheitsgesellschaft zu sagen: Moment! Wir leben hier, wir haben gewisse Rechte, wir kämpfen für unsere Rechte und wir sind keine unsichtbare Randgesellschaft, die ein Problem darstellt.

Wir wollten auch zeigen, wir sind Menschen mitten unter euch, wir sind Menschen, die in allen kulturellen Bereichen, von unten bis ganz oben, vertreten sind und lassen uns nicht zu einem Randproblem abdrängen.

Wir wollten einfach sagen, was wir denken, ohne Fürsprecher – denn wir können selber für uns sprechen, da wir unsere Forderungen und unsere Bedürfnisse selber formulieren können.

Dabei gab es vielleicht auch provokante Positionen, aber diese haben auch mit unseren Erfahrungen, unserer Geschichte hier und mit der Mehrheitsgesellschaft zu tun.

Du hast gesagt, du möchtest namentlich nicht genannt werden, warum? Gibt es für dich als 2. Generation einen Grund, warum es wichtig sein kann, anonym zu bleiben?

Es ist eigentlich nur meine eigene Geschichte, auch das Thema Datenschutz…, aber ich habe keine Angst vor Repressionen oder zu meiner Meinung zu stehen. Aber ich glaube, dass ich hier ein Fürsprecher bin von vielen. Von dieser Perspektive betrachtet braucht es das nicht, das Thema auf eine einzelne Person und eine einzelne Meinung zu reduzieren, weil das auch allgemeine Realitäten sind. Durch Anonymisierung wird das Gefühl einer Gruppe viel stärker transportiert.

Vielen Dank für das Interview!!!

Ich gehöre zu keiner Kultur – ich bin normal

Eine Projektreflexion über Legislatives Theater mit Jugendlichen

Brigitte Tauchner-Hafenscher

Workshop in einer niederösterreichischen Schule: Wir behandeln die Themen Migration und Integration. Auf die Frage „Wer ist eigentlich Ausländer?“ bekomme ich nicht wie erwartet Definitionen, sondern es zeigen (fast) alle SchülerInnen auf. 13jährige Mädchen und Jungs, in Österreich geboren, mit akzentfreiem Deutsch, definieren sich alle als AusländerInnen. Warum eigentlich? Weil sie einen sogenannten Migrationshintergrund haben, weil sie neben Deutsch auch perfekt Serbisch, Kroatisch, Türkisch oder Ungarisch sprechen? Weil man es ihnen immer so gesagt hat?

Der Workshop ist Teil eines Jahresprojektes zum Thema „Gemeinsames Miteinander“. Ein Legislatives Theaterprojekt von SOG.THEATER gemeinsam mit der Jugendinitiative Triestingtal. Das Ziel des Projektes ist, mit Jugendlichen unterschiedlicher Herkunft das Thema *Interkultureller Dialog* zu bearbeiten, ihre Wünsche und Vorstellungen in einem legislativen Prozess zu erheben und den EntscheidungsträgerInnen in der Gemeinde in Form einer Jugendkonferenz zu präsentieren.

So klar sich meine WorkshopteilnehmerInnen als AusländerInnen definieren, so unwichtig erscheint das zugleich für ihr tägliches Leben. Liebeskummer, Zoff mit den LehrerInnen oder den Eltern, meistens mit den MitschülerInnen, bestimmen den Tag und die jeweilige Stimmungslage. Eifersuchtsszenen, „sieistnicht-

mehrmeineallerbesteFreundinwassollichnurtun-Ausbrüche“ können schon mal einen Workshop lang Thema sein.

Meine Aufgabe ist es, im Rahmen des Projektes mit der Gruppe Theaterszenen zu entwickeln, die in der Schule aufgeführt werden sollen. Auch hier habe ich das Gefühl, dass die TeilnehmerInnen nicht mit den Themen AusländerIn sein, Integration und dergleichen arbeiten wollen und hole sie dort ab, wo sie stehen. Wir erarbeiten eine Modenschau unter dem Motto „wir sind, wie wir sind und wir sind o.k., so wie wir sind!“ Szenen um Jung und Alt, Freundschaft, Intrige, Versöhnung werden ebenfalls erarbeitet und geprobt. Und sie wollen performen, tanzen, singen; Ihre Idole nachahmen; Einmal Rihanna oder Lady Gaga sein.

Bei den zwei Aufführungen in der Schule ist Make-up und Outfit wichtiger als alles andere, das Mikro in der Hand und die Rocklänge das Thema. Die Jungs tragen stolz bosnische und serbische Fahnen und fühlen sich für die Technik zuständig.

Nach den Aufführungen werden an die ZuschauerInnen Fragebögen ausgeteilt, mit denen wir erheben wollen, was für die Jugendlichen wichtig ist, welche Wünsche und Ideen sie haben. Für mich das spannendste Detail: Auf die Frage „zu welcher (Jugend)Kultur gehörst du?“ antworten viele: „ich gehöre zu keiner Kultur – ich bin normal!“

Ich selbst habe mir während dieses Projektes viele Fragen gestellt, versucht den Projektauftrag zu erfüllen, aber vor allem bei den Jugendlichen und ihren wirklichen Problemen anzudocken. Speziell das Seminar mit Gabriela Küng und Ru-

Infobox: ***Legislatives Theater nach Augusto Boal***

Durch die Methode des Legislativen Theaters wird Menschen die Möglichkeit gegeben, aktiv zu agieren - Betroffene werden zu Beteiligten. Eine wesentliche Rahmenbedingung ist der Wille zur Offenheit seitens der EntscheidungsträgerInnen. Entwickelt wurde dieser Ansatz von Augusto Boal, einem der weltweit bedeutendsten Theaterpädagogen unserer Zeit. In aufeinander aufbauenden Schritten entsteht ein systemischer Dialog zwischen BürgerInnen und Politik. Mit den Ergebnissen von Recherchen und Befragungen zu aktuellen Themen wird ein Forumtheaterstück produziert und aufgeführt. Abschließend verhandeln ZuschauerInnen, SpielerInnen unnd PolitikerInnen Lösungsvorschläge und Handlungsstrategien.

bia Salgado hat mich inspiriert, die Rolle der „MehrheitsösterreicherInnen“ im sogenannten *„Interkulturellen Dialog“*, aber auch mein eigenes Tun zu reflektieren.

In der Erinnerung an die Arbeit mit den Jugendlichen taucht ein Bild auf: zwei kreischende, kichernde Mädels, aneinandergekuschelt in einer Korbschaukel beim Abschlusstreffen.

Monate zuvor hätte der Konflikt der beiden fast das gesamte Projekt gefährdet. Ein ganz normaler Konflikt zwischen pubertierenden Mädels, der anfangs aufgrund der wüsten Beschimpfungen auf serbisch und türkisch als „Nationalitätenkonflikt“ eingestuft hätte werden können.

Der Prozess mit den jungen „SchauspielerInnen“ war spannend, sehr emotional und herausfordernd; Oft auch anstrengend. Ich habe die Arbeit mit ihnen genossen. Dabei viel gelernt und so hoffe ich, auch viel „verlernt“.

Sie sind vielfältig und kreativ. Sie haben großes Potential und viele Fähigkeiten. Sie brauchen Anerkennung und Wertschätzung. Sie nehmen selbstbewusst ihre Chancen wahr. Wenn man sie lässt.

Zur Person: Brigitte Tauchner-Hafenscher, Theaterpädagogin, Imagecoach; Arbeitet mit und für SOG. THEATER unter anderem in den Bereichen Gewaltprävention, Motivations-, Persönlichkeits-, Kommunikationstraining, Soziales Lernen.

Männliche Ehre

Reflexionen zu einem vieldiskutierten Thema der Jugendarbeit

Moni Libisch

Geht es in der Literatur, der Medienberichterstattung sowie in der öffentlichen Meinung um den Begriff der Ehre, so wird dieser zumeist mit traditionellen, archaischen Kulturen, hier insbesondere mit dem türkischen Kulturkreis, mit patriarchalen Strukturen sowie mit Ehrenmorden, Zwangsverheiratung und der Gewalt an Frauen in Verbindung gebracht bzw. wird er als einfaches Erklärungsmodell für die Unvereinbarkeit der muslimischen Kultur mit jener der westeuropäischen Zielländer herangezogen. Türkische Burschen werden als *„kleine Prinzen"* und *„Machos"* beschrieben, welche im innerfamiliären Kontext verhätschelt und darüber hinaus *„zu Gewalttätern und Frauenwächtern erzogen"* (Toprak 2007: 122) werden. Das Resultat ist die Evokation eines Feindbildes, welches *„als Bedrohung für die eigene Kultur und die Emanzipation empfunden wird"* (ebd.: 122). Dabei ist zu betonen, dass es den „türkischen Mann" sowie „die Orientierung am türkisch-traditionellen Habitus der männlichen Ehre" nicht gibt, obwohl zahlreiche Publikationen diesen undifferenzierten, verallgemeinernden Blick vermitteln und damit ein homogenes, stereotypes Bild des türkischen, männlichen Jugendlichen zeichnen. Diese starre Zuschreibung von Attributen wird der Situation der Menschen türkischer Herkunftskultur nicht gerecht. Dies kann auch in Hinblick auf das Ehrsystem festgehalten werden.

Die eingehende wissenschaftliche Beschäftigung mit dem Begriff „Ehre" macht deutlich, dass der deutsche Terminus das türkische Verständnis des Ehrbegriffs

nur eingeschränkt beschreibt, da sich dieser aus den Aspekten „namus", „şeref" und „saygi" zusammensetzt. Gemeinsam bestimmen sie das soziale Handeln, sind entscheidend für die Stellung sowie den Status, der einer Person innerhalb einer Gemeinschaft zugesprochen wird und ob dieser beibehalten werden kann. Sie regeln das gesellschaftliche Leben sowohl für Männer als auch Frauen ebenso wie die Beziehungen zwischen den Älteren und den Jüngeren sowie zwischen Eltern und ihren Kindern. Keine dieser Begrifflichkeiten kann losgelöst und unabhängig voneinander betrachtet werden, da sie in enger Korrelation zueinander stehen und gemeinsam das türkische Ehrkonzept bilden.

Dennoch ist „Ehre" kein statischer Begriff. Vogt/Zingerle (1994) weisen darauf hin, dass sich die Bedeutung und das Verständnis bezüglich des Ehrbegriffs durch die Epochen verändert haben. Was heute unter Ehre verstanden wird, unterscheidet sich von jener Auffassung, welche noch vor drei, vier Generationen Gültigkeit hatte. *„Die Ehrauffassung stellt also sowohl ein überhistorisches, ideelles Normensystem als auch ein in spezifischen sozialen Funktions- und Handlungskontexten jeweils unterschiedlich interpretierbares Konzept dar, welches als Code oder Zeichensprache diskursiv vermittelt wird"* (Burkhardt 2006: 12). Somit kann festgehalten werden, dass sich die Bedeutung ebenso wie die Auffassung des Ehrkonzeptes durch den gesellschaftlichen Wandel verändern. Die türkische Familie, in Europa angekommen, sieht sich mit einer völlig neuen Situation, mit fremden Regeln, unbekannten Wertvorstellungen und gesellschaftlichen Normen konfrontiert.

Für Bohnsack ist die „Ehre des Mannes" eine Metapher, hinter der *„… sich Elemente eines tradierten Habitus, einer Orientierungsfigur, die auch denjenigen Jugendlichen gegenwärtig ist, die diese begriffliche Metapher selbst nicht verwenden"* (Bohnsack 2002: 117), verbergen. Diese Orientierungsfigur hat für die Jugendlichen unterschiedliche Bedeutung, und die Haltung, die ihr gegenüber eingenommen wird, reicht von *„Identifikation"*, *„ironischer Distanz"* bis *„Irrelevanz"* (ebd. 117). Die Ergebnisse seiner Analyse verdeutlichen Schwierigkeiten in der Auseinandersetzung mit dem tradierten sozialen Habitus der Ehre, welche sich besonders im Geschlechterverhältnis, im Speziellen im Bereich der ehelichen Beziehungen, zeigen.

Auch die Ergebnisse Scheibelhofers (2004) zeigen, dass das Ehrkonzept als Orientierungsmetapher den Burschen im Rahmen ihres Männlichkeitsbildes und in der Gestaltung sozialer Beziehungen zu ihrer Umwelt Rückhalt bietet. In diesem Kontext hebt Scheibelhofer besonders das Verhältnis zum Vater als Oberhaupt

Infobox: namus – şeref – saygi

Entscheidend für den Wert „namus" ist, dass er das Geschlechterverhältnis zwischen Mann und Frau bestimmt. Die Ehre einer Frau im Sinne von „namus" definiert sich über *„sexuelle Integrität"* (Strasser 1994: 59) und *„ist an ihre sexuelle Keuschheit gebunden"* (Petersen 1988: 11). Ein Mann gilt dann als ehrenvoll und als Träger von „namus", wenn er jegliche Angriffe von außen abwehren und somit die Ehre verteidigen kann bzw. wenn er stark genug ist, die Kontrolle gegenüber seinen weiblichen Familienmitgliedern zu sichern. Eine weitere Verletzung im Kontext von „namus" stellt ein Angriff auf die Anerkennung der männlichen Geschlechtsidentität dar (vgl. Yalçin-Heckmann 2000: 145).

Im Vergleich zu „namus" bezieht sich „şeref" nicht auf die Geschlechtsidentität, sondern auf die Stellung und Anerkennung, welche innerhalb der Gemeinschaft erworben wird und wurde. „şeref" betont die gesellschaftliche Ehre und regelt die Beziehungen der einzelnen Haushalte zueinander. Yalçin-Heckmann bezeichnet „şeref" als *„die extrovertierte, der Gesellschaft zugewandte Seite der Ehre"* (Yalçin-Heckmann 2000: 147). „şeref" ist ein quantitativer Wert, der über verschiedene Möglichkeiten erworben und vermehrt, aber auch verloren werden kann.

Der Terminus „saygi" beschreibt die Ehrerbietung, den Respekt und die Achtung, die ein Mensch einem anderen erweist und deren Erweisung er aufgrund seiner übergeordneten hierarchischen Position von einer anderen Person zu erwarten hat.

und Entscheidungsträger der Familie hervor. Neben einer klaren Strukturierung der Beziehungen definieren sich durch das Ehrkonzept auch eindeutige Aufgaben für den Mann. Er hat die finanzielle Sicherstellung der Familie zu gewährleisten und die Kontrolle über das Verhalten und die Handlungen der Frauen seines Haushaltes zu üben. Diese durch das Ehrkonzept festgelegte Regelung der Beziehungsverhältnisse sowie die klar umrissenen Aufgaben können bei den Jugendlichen sowohl zu „habitueller Sicherheit" als auch „habitueller Unsicherheit" führen. „Habituelle Unsicherheit" stellt Scheibelhofer dort fest, wo von einem Beziehungskonzept ausgegangen wird, welches einerseits die *„hegemoniale Position des Herrschers"* sicherstellt, andererseits die Gleichheit unter den PartnerInnen betont. Neben der „habituellen Sicherheit", welche aus der verhaltensnormierenden Struktur des Ehrkonzeptes gewonnen wird, kann diese umgekehrt auch aus der Distanz zum Ehrkonzept entwachsen. Dies ist der Fall, wenn der *„Fremdorientierung des Ehrkonzepts … die Selbstorientierung des ‚freien Individuums'"* gegenübergestellt wird. Hier erscheinen Mann und Frau *„zwar andersartig, aber gleichwertig"* (Scheibelhofer 2004: 118ff).

Studien (u. a. Bohnsack 2001/ 2002; Koppetsch/ Maier 2001) belegen – dies zeigen auch die alltäglichen Erfahrungen aus der Praxis –, dass vor allem jene

jungen Männer an einer Fremdorientierung des Ehrkonzeptes und hier insbesondere an „namus“, jenen Aspekt der Ehre, der das Geschlechterverhältnis regelt, festhalten, welche in bildungsfernen, traditionell orientierten sowie kulturell verhafteten Familien aufwachsen und aufgrund einer familiären sozioökonomischen und soziostrukturellen Mangellage, welche sich auch im eigenen Erwachsenenalter nicht verbessert, zum marginalisierten Teil der Gesellschaft gehören. Durch die geringen Möglichkeiten an den gesellschaftlichen Ressourcen zu partizipieren, sich selbst zu verwirklichen und in der Folge eine selbstbewusste Identität auszubilden, internalisieren sie diese Ausgrenzungserfahrungen und Randständigkeit, welche zu delinquentem Verhalten sowie zu einem Rückzug in das eigenethnische Milieu und den darin gültigen tradierten Werthaltungen und Normvorstellungen führen kann. Verstärkt durch ein prekäres Arbeitsverhältnis oder eine eventuelle Arbeitslosigkeit sowie durch die Tätigkeit in gesellschaftlich wenig anerkannten Berufsfeldern aufgrund ihrer schlechten Schul- und Berufsbildung halten sie am tradierten Habitus der männlichen Ehre fest. Demgegenüber zeigt sich, dass eine gesicherte sozioökonomische Lage, ein erhöhtes Bildungsniveau und der erreichte Status im Rahmen der Erwerbstätigkeit eine das Ehrkonzept reflektierende Haltung nach sich ziehen. Ebenso ermöglichen eine gesteigerte Kommunikationsfähigkeit innerhalb der Familie, ein gelungener Ablösungsprozess vom Elternhaus sowie geringe Erfahrungen mit Ausgrenzung und Fremdenfeindlichkeit, dass die jungen Männer ihre eigenen Norm- und Werthaltungen überprüfen und diese neu definieren.

Um Frauen und Männer mit Migrationshintergrund in ihrer Autonomieentwicklung und bei der Bildung einer stabilen Ich-Identität zu unterstützen, sind unter anderem vermehrt Maßnahmen zur Verbesserung ihrer gesellschafts-, integrations-, bildungs- und arbeitsmarktpolitischen Situation von Nöten. Die Jugendarbeit ist herausgefordert, Mädchen und Burschen „Räume“ zur Entwicklung, Entfaltung und Wahrnehmung sowie Realisierung eigener Bedürfnisse zu bieten. Um Fördermaßnahmen in diesem Bereich adäquat setzen zu können, bedarf es einer intensiven interkulturellen Auseinandersetzung sowie eines interkulturellen Verständnisses, da so eine unvoreingenommene, lebensweltorientierte Mädchen- und Burschenarbeit gewährleistet werden kann, welche unter anderem die Möglichkeit bietet, tradierte Wert- und Normvorstellungen zu diskutieren, zu überprüfen und gegebenenfalls zu modifizieren.

Zur Person: DSA Mag[a] **Moni Libisch** studierte Soziologie und Afrikanistik an der Universität Wien, Ausbildungen als Diplomsozialarbeiterin und Erlebnispädagogin, Einrichtungsleiterstellvertreterin bei JUVIVO.15, Schwerpunkte: interkulturelle Mädchen- und Burschenarbeit, Gender Mainstreaming und Diversität.
Kontakt: moni.libisch@juvivo.at

Literatur:

Bohnsack, Ralf (2001): *Der Habitus der „Ehre des Mannes“. Geschlechtsspezifische Erfahrungsräume bei Jugendlichen türkischer Herkunft.* In: Döge, Peter/Meuser, Michael (Hrg.), Männlichkeit und soziale Ordnung. Neuere Beiträge zur Geschlechterforschung. Leske + Budrich: Opladen, Seite 49–71

Bohnsack, Ralf (2002): *„Die Ehre des Mannes“. Orientierungen am tradierten Habitus zwischen Identifikation und Distanz bei Jugendlichen türkischer Herkunft.* In: Kraul, Margret/Marotzki, Winfried (Hrg.), Biographische Arbeit. Leske + Budrich: Opladen, Seite 117–141

Burkhart, Dagmar (2006): *Eine Geschichte der Ehre.* WBG: Darmstadt

Yalçin-Heckmann, Lâle (2000): *Einige Gedanken zu den drei türkischen Ehrbegriffen „Namus“, „Seref“, und „Onur“.* In: Türkei Programm der Körber-Stiftung (Hrg.), Ehre und Würde = Seref ve Onur. Deutsch-Türkisches Symposium 1999 – Argumente zum deutsch-türkischen Dialog: Hamburg

Koppetsch, Cornelia/**Maier**, Maja S. (2001): *Vom Patriarchalismus zur Partnerschaft? Männlichkeiten im Milieuvergleich.* In: Döge, Peter/Meuser, Michael (Hrg.), Männlichkeit und soziale Ordnung. Neuere Beiträge zur Geschlechterforschung. Leske + Budrich: Opladen, Seite 27–48

Libisch, Monika (2008): *Männliche Ehre: der türkisch-traditionelle Ehrbegriff und seine Bedeutung für junge Männer der zweiten und dritten Generation.* Diplomarbeit, Universität Wien

Petersen, Andrea (1988): *Ehre und Scham. Das Verhältnis der Geschlechter in der Türkei.* Express Ed.: Berlin

Scheibelhofer, Paul (2004): *Zwischen zwei … Männlichkeiten? Probleme, Ressourcen und Identitätskonstruktionen von männlichen türkischen Migrantenjugendlichen in Wien.* Diplomarbeit, Universität Wien

Strasser, Sabine (1994): *Die Unreinheit ist fruchtbar! Der Körper als Ausdruck von Ordnung und Unordnung in einem türkischen Dorf am Schwarzen Meer.* Dissertation, Universität Wien

Toprak, Ahmet (2007): *Jungen und Gewalt. Die Anwendung der Konfrontativen Pädagogik in der Beratungssituation mit türkischen Jugendlichen.* Centaurus Verlag: Herbolzheim

Vogt, Ludgera/**Zingerle**, Arnold (Hrg.) (1994): *Ehre. Archaische Momente in der Moderne.* Suhrkamp Verlag: Frankfurt am Main

Lebenswelten – KULTURAUFLAUF

Projektbeschreibung

Kerstin Kromer

KULTURAUFLAUF ist ein interkulturelles Projekt. 14 junge Menschen erschaffen in Zusammenarbeit mit Jugend- und SozialarbeiterInnen einen präventiven Ansatz im Gewaltbereich. Gemeinsam arbeiten die Jugendlichen mit verschiedenen sozialen sowie kulturellen Hintergründen an ein und demselben Thema.

Aus unserer langjährigen Erfahrung in der Arbeit mit Jugendlichen, erleben wir immer wieder, dass unterschiedliche Lebenswelten, Religionen, Werte und Normen nicht nur in Schule und Beruf sondern auch im Alltag zu Spannungen und Konflikten führen.

Oft spüren wir vom Culture Factor Y Team eine deutliche Hilflosigkeit im interkulturellen Dialog. Dies kann sich in Form von Schlägereien, Mobbing, Ausgrenzung und vielem mehr zeigen. Ängste und gegenseitige Vorurteile werden dadurch zementiert. Dies verstärkt das Bedürfnis zum Rückzug in eine vertraute, kulturelle Umgebung. Vorstrafen sind nicht selten das Ergebnis dieser Konflikte.

Ein Teufelskreis entsteht: nur selten schaffen die Jugendlichen den Ausstieg aus eigener Kraft. Wichtig ist hier, reale oder vermeintliche soziokulturelle und sprachliche Grenzen zu überwinden, gegenseitig voneinander zu lernen und die eigene Perspektive zu erweitern. Dabei werden zugleich Unterschiede respektiert, Gemeinsamkeiten entdeckt und neue Handlungskompetenzen erlernt.

Mit Hilfe von multimedialen Methoden haben Jugendliche die Chance sich auf verschiedene Weisen auszudrücken und sich und ihre kulturellen Lebenswelten zu präsentieren.

culture factor Y
autonomer jugend- und kulturverein
amann-fitz-straße 6
a-6890 Lustenau
fon: +43 (0)5577 62822
fax: +43 (0)5577 62833
email: office@cfy.at

Zielgruppe

sind Jugendlichen, die aus verschiedenen Herkunftsländern stammen und sozial benachteiligt sind. Die Stärken dieser Jugendlichen liegen in der kulturellen Vielfalt und den großen Zielgruppen, die diese jungen Menschen für das Thema „Jugend und Gewalt" als positives Vorbild erreichen können. Diese Zielgruppe beschäftigt sich mit den Unterschieden zwischen den Kulturen. In Gruppenarbeiten wird der

Umgang mit Gewalt thematisiert.

Die Jugendlichen sollen bei diesem Projekt ihre Erfahrungen zum Thema Gewalt – aktiv oder passiv – reflektieren und gemeinsam mit professionellen MitarbeiterInnen verarbeiten.

Sabine

Mit „Kultur" verbinde ich … Identität, Selbstbewusstsein (im Sinne von „sich selbst bewusst sein"), Kreativität und Verbundenheit.

„Kultur" ist wichtig, weil … sie das Gefühl von „Zu Hause Sein" schafft, von Heimat, von Erkennen und erkannt Werden und als eine Art Wegweiserin auch das Potenzial von Weiterentwicklung(en) und Entfaltung aufzeigt.

„Kultur" ist problematisch, weil … der Begriff inflationär, missbräuchlich und wertend verwendet wird. Es wird gefährlich, wenn Kultur und Kulturen den Bewertungskriterien „gut" und „schlecht" ausgeliefert sind. Kulturen in Beziehung zu einander setzen, vergleichen und in gedankliche und gesellschaftliche Konstrukte einzuordnen ist wichtig und gut – ein gegeneinander Ausspielen, Bewerten und Abwerten sind Fehlentwicklungen unserer Gesellschaft.

Ich bin …
… eine Komposition von dem, was ich war
… und was ich mir vorstellen kann zu sein
… in Verknüpfung mit dem, wie ich von anderen gesehen und wahrgenommen werde.
Ich gestalte mich jeden Tag neu, indem ich mich finde und erfinde
Ich lebe gerne, bewusst und intensiv – und einen Teil meines Lebens bildet mein Job als Geschäftsführerin von BOJA – Bundesweites Netzwerk Offene Jugendarbeit *www.boja.at*

Sabine Liebentritt
Geschäftsführerin BOJA

Durch das Arbeiten in Gruppen und die Erfahrungen in der Gruppe soll die Frustrationstoleranz der Jugendlichen erhöht werden, Umgang mit Aggressionen, gewaltfreie Kommunikation sollen gelernt und angewendet werden.
Weiters wird dieses Projekt dazu beitragen, Vorurteile unter den unterschiedlichen Nationalitäten bei den Jugendlichen abzubauen und neue Freundschaften zu fördern.

Durch das Präsentieren der eigenen Lebenswelten haben die Jugendlichen die Möglichkeit ihre Freunde und Mitmenschen besser kennen zu lernen. Dadurch werden sie sich und andere Menschen besser verstehen.
In der Vorbereitungsphase wurden die Jugendlichen von den JugendarbeiterInnen motiviert beim Projekt mitzumachen. Dabei wurde bereits darauf hingewiesen, dass die Schwerpunkte der Veranstaltungsreihe darin gesehen werden, Aggression und Gewalt bewusst zu machen, die eigenen Gewalterfahrungen in Zusammenhänge zu setzen, Alternativen aufzuzeigen und dass die Möglichkeit geboten wird, eigene Interessen und Fähigkeiten kennen zu lernen. Weiters wurden die Exekutive und LehrerInnen über das Projekt informiert und eingebunden. Der kreative Teil des Projektes stellte die Ausarbeitung von Workshops sowie verschiedener Kurzfilme und das Fotografieren dar. Die Jugendlichen konnten ihre Sicht und Lebenswelten via Film und Foto präsentieren. Eine multimediale Auseinandersetzung mit dem Thema entstand.

In Gruppen- und Einzelgesprächen wurden eigene Gewalterfahrungen - sowohl aktive als auch passive – von den jungen Menschen aufgearbeitet, reflektiert und neue Handlungsoptionen erarbeitet.

Durch die Gruppenarbeiten haben die Jugendlichen die Möglichkeit bekommen, ihre Fähigkeiten zu erkennen, Gruppenprozesse zu erlernen und neue Formen der Auseinandersetzung zu üben (Kommunikationsregeln, Miteinander reden, usw.). Hier hatten die Jugendlichen Platz über erlebte – aktive oder auch passive – Gewalt zu reden und Erlebtes zu verarbeiten.

Die Jugendlichen lernten die verschiedenen Lebensbedingungen ihrer AltersgenossInnen kennen. Das Verständnis füreinander wuchs durch die direkte Auseinandersetzung. Das bewusste Thematisieren der unterschiedlichen Kulturen, Werte und Traditionen während dieses Projektes beeinflusste die Jugendlichen auch in alltäglichen Situationen wie zum Beispiel Schule und Familie.

Die Workshops wurden psychosozial, jugendsozialarbeiterisch und themenorientiert durch die Projektumsetzenden begleitet. Diese Form von Jugendsozialarbeit macht es möglich, einen Zugang zum Thema „Jugend und Gewalt“ bei den

Jugendlichen zu finden. Ein Eckpfeiler dieser Form der Jugendsozialarbeit ist das Einbauen der persönlichen Stärken der Jugendlichen.

Ausblick

Das Projekt konnte durch weitere Fördermittel fortgeführt und auch weiterentwickelt werden. Die nächsten Meilensteine des Projektes ist neben weiteren verschiedenen Workshops die Vertiefung des eigentlichen Themas in den Einzel- und Gruppengesprächen. Rassismus und Fremdenfeindlichkeit – ein immer wieder aktuelles Thema – wird den Jugendlichen mit verschiedenen Methoden näher gebracht, mit ihnen diskutiert und Lösungsvorschläge dazu werden erarbeitet.

In der heutigen Zeit erleben Jugendliche oft Orientierungslosigkeit. Auch folgen die Jungs falschen Männlichkeitsritualen. Die Frustration und die Unsicherheit vieler Jugendlicher sind zu spüren.

Darum ist es uns MitarbeiterInnen vom Culture Factor Y wichtig, die Jugendlichen ständig für dieses wichtige Thema „Gewalt" zu sensibilisieren.

Finanziert und unterstützt wird das Projekt von der Gemeinde Lustenau und der Abteilung Jugendwohlfahrt des Landes Vorarlberg (Jugendsozialarbeit).

Zur Person: Kerstin Kromer, 29. Seit 2005 Jugendarbeiterin im Culture Factor Y in Lustenau. Das Culture Factor Y ist ein autonomer Jugend- und Kulturverein.
www.cfy.at
Tatigkeitsfelder: Betreuung vom Offenen Betrieb, Entwicklung sowie Durchführung diverser Projekte und der Mädchenwerkstätte im Jugendhaus.

„Job Ahoi“ und „Alb@tros“

Projektbeschreibung

Birgit Fiel und Miriam Lageder

Ausgangsproblematik

In Österreich wiesen 2008 insgesamt rund 66.900 Personen im Alter zwischen 18 und 24 Jahren keinen Bildungsabschluss der Sekundarstufe I auf, darunter 34.500 junge Männer und 32.400 junge Frauen (Statistik Austria, 2009). Während diese „frühen BildungsabbrecherInnen“ bei ÖsterreicherInnen ohne Migrationshintergrund lediglich rund 5% ausmachen, gehören rund 19% der ÖsterreicherInnen der Zweiten ZuwanderInnengeneration zu dieser Gruppe und rund 30% der MigrantInnen der Ersten ZuwanderInnengeneration.

Es ist offensichtlich, dass diese Jugendlichen die größten Schwierigkeiten haben, eine Arbeitsstelle zu finden oder gar eine Lehrausbildung zu beginnen. Der Weg in ein selbständiges, erwerbstätiges Leben ist damit gleich zu Beginn erschwert. Dies gilt noch verschärft für Mädchen mit Migrationshintergrund.

Job Ahoi und Alb@tros setzen an dieser Zielgruppe an und streben eine (Re)Integration der Jugendlichen in das Bildungs- und Berufsleben an.

Zielsetzungen

- **Die Jugendlichen erreichen: niederschwelliger Zugang**

Job Ahoi und Alb@tros sind räumlich und organisatorisch an das bestehende Jugendzentrum angebunden. Die Jugendlichen werden über die Angebote der Offenen Jugendarbeit, wie Konzerte oder den Offenen Betrieb in den Jugendzentren angesprochen. Hier erhält auch die Mobile Jugendarbeit eine besondere

Rolle zum Beispiel auf öffentlichen Plätzen, Veranstaltungsorten und informellen Treffs. An diesen Orten sind besonders Jugendliche mit Migrationshintergrund erreichbar. Assoziationen zum schulischen Milieu werden bewusst vermieden, da die Angehörigen der Zielgruppe in der Regel schon früher mit den schulischen Leistungsanforderungen und Autoritätspersonen nicht oder nur schwer zu Rande gekommen sind.

- **Bildungslücken schließen**

Jugendliche, welche gravierende Bildungslücken aufweisen, erhalten im Alb@tros die Möglichkeit, den Hauptschulabschluss nachzuholen. Dies sollte in einem Zeitraum von ein bis eineinhalb Jahren möglich sein. Außerdem gibt es im Job Ahoi wöchentliche Sozialkompetenztrainings, wo die Jugendlichen grundlegende soziale Skills erlernen (Höflichkeit, Umgangsformen, Auftreten).

- **Vermittlung der Jugendlichen in den Arbeitsmarkt: durch persönliche Begleitung, Betreuung und Beratung.**

Das wichtigste Ziel ist es, Jugendliche so weit und so lange zu begleiten, bis sie im ersten oder zweiten Arbeitsmarkt ihren Platz finden und sich dort auch behaupten können. Das verlangt ein gewisses Maß an persönlicher Nähe, das aber nicht erdrückend wirken darf und gleichzeitig Distanz, um die Stärkung des Selbstbewusstseins und der Selbständigkeit zu erlauben. Es geht also um Empowerment und um die Vermittlung sozialer, lerntechnischer und beruflicher Erfolgserlebnisse. Besonders wichtig ist es dabei, den Jugendlichen viel Zeit zuzugestehen, weil sie Entwicklungen nachholen sollen, für die ihnen früher die Unterstützung und oft auch die nötige Zeit gefehlt hatten.

Zielgruppe

Die beiden Projekte richten sich an Jugendliche und junge Erwachsene zwischen 15 und 25 Jahren, welche als „institutionsfern", „arbeitsmarktfern" oder auch „marginalisiert" gelten. Die Aufnahmekapazität im Alb@tros beträgt 30, im Job Ahoi 15 Personen. Auf ein ausgewogenes Verhältnis zwischen männlichen und weiblichen Jugendlichen wird dabei Wert gelegt.

Die in den Projekten beschäftigten bzw. ausgebildeten Jugendlichen sind fast immer beschäftigungslos, ohne aufrechte Meldung beim AMS, und viele können keinen Pflichtschulabschluss vorweisen. Ein hoher Prozentsatz stammt aus Familien mit migrantischem Hintergrund. Die aktuelle Lebenssituation der Jugendlichen ist nicht nur durch unzureichende Bildungsabschlüsse belastet, ihre Perspektiven sind darüber hinaus häufig durch auffälliges Verhalten, geringe Frustrationstoleranz, ungenügend ausgebildete primäre Arbeitstu-

genden, unzureichende formale Voraussetzungen (fehlende oder abgelaufene Dokumente) etc. wesentlich eingeschränkt. Belastende Familienverhältnisse, unzureichende Wohnsituationen, persönliche Überschuldung, Probleme mit der Exekutive sind weitere Gründe, die es den Betroffenen erschweren, sich auf Verbindlichkeiten des Erwerbslebens einzulassen. Für diese Jugendlichen sind das Prinzip der Freiwilligkeit und das schrittweise Heranführen an Verbindlichkeiten wichtig.

Inhalte und Aktivitäten: Job Ahoi

In der hauseigenen Werkstatt werden hochwertige ältere Holzboote unter der Anleitung von gelernten Bootsbauern wieder seetüchtig gemacht. In einer eigenen Nähwerkstatt setzen Mädchen unter fachlicher Anleitung die textilen Entwürfe von Designerinnen und Designern um. Die Arbeit an Qualitätsprodukten wird von den Eltern der Jugendlichen und auch von den Jugendlichen selbst als wertvolle Arbeit angesehen und unterstützt.

Beim Eintritt werden mit den Jugendlichen in einem persönlichen Gespräch Fragen zur Sozialversicherung, zum Aufenthaltsstatus, zu Schulden, zu offenen gerichtlichen Angelegenheiten und zu möglichem Drogenmissbrauch abgeklärt. In einem zweiten Schritt werden die Ziele und Wünsche im Hinblick auf die berufliche Zukunft erörtert. Das ist mit einer intensiven Berufsorientierung verbunden, die schließlich zu einer Zielvereinbarung mit den Jugendlichen führt.

Die Jugendliche werden – falls keine AMS-Meldung bei der Aufnahme ins Projekt vorliegt – nach der Arbeitsaufnahme beim AMS gemeldet, damit die Suche nach einer Lehrstelle oder einem Arbeitsplatz unterstützt wird. Durch Coaching, Beratung und Unterstützung bei der Bewerbung werden die Jugendlichen während ihrer Tätigkeit bei Job Ahoi auf die Reintegration in den ersten Arbeitsmarkt vorbereitet. Einmal pro Woche findet ein zweistündiges Bewerbungstraining statt, an dem alle Jugendlichen teilnehmen. Die Kombination Arbeit sowie Sozialkompetenz- und Bewerbungstraining trägt zum Erfolg bei der Arbeitssuche bei.

Inhalte und Aktivitäten: Alb@tros

Jeden Vormittag gibt es eine Lerngruppe (2,5 Stunden), wo der Hauptschulstoff durch Unterricht von Lehrpersonen an die Jugendlichen vermittelt wird. Die Jugendlichen können mitentscheiden, wie oft sie an der Lerngruppe teilnehmen möchten und wie viel sie mittels E-Learning über die umfangreiche Internet-Plattform eigenständig zu Hause erarbeiten wollen. Nacheinander werden von den Jugendlichen schließlich die 14 für den Hauptschulabschluss erforderlichen Teilprüfungen in der Sozialpädagogischen Schule Schlins abgelegt – im jeweils

möglichen individuellen Tempo. Mit dem Ablegen der letzten Teilprüfung ist der Hauptschulabschluss erlangt.

Zusätzlich gibt es die Möglichkeit, dass die Jugendlichen bei Problemen und Krisen sozialpädagogische Beratung in Anspruch nehmen. Auf eine intensive Zusammenarbeit mit bereits existierenden Betreuungsstrukturen (Bewährungshilfe, IFS, Caritas, etc.) wird dabei Wert gelegt.

Förderung der Gleichstellung von Frauen und Männern

Job Ahoi wurde durch das Designprojekt speziell auch für Mädchen erweitert. Bei dieser Entwicklung war es zentral, dass ein hochwertiges Produkt hergestellt werden sollte, das mit den Booten in der Bootswerkstatt „mithalten" kann. So entstand die Erweiterung „Job Ahoi Design" ausschließlich für Mädchen. Dies ist eine Zusammenarbeit mit Designern und Designerinnen, wobei die Mädchen auch die Möglichkeit bekommen, ihre eigenen Ideen einzubringen.

Das Projekt soll vor allem Anreiz für Mädchen mit migrantischem Hintergrund sein. In deren Familien wird eine Arbeit unter lauter Männern häufig nicht erlaubt. Durch die ansprechende Beschäftigung sollen die Mädchen erfahren, dass Arbeit auch Spaß machen kann. Bei Alb@tros werden bei Bedarf ebenfalls Lerngruppen ausschließlich für Mädchen angeboten.

Innovation

Besonderheiten im Job Ahoi sind das TagelöhnerInnensystem und das attraktive Motto „Sofort arbeiten – sofort Geld verdienen". Das erleichtert den Einstieg in die Arbeitswelt. Die Anwesenheit ist freiwillig - wer nicht kommt, hat am Ende der Woche kein Geld. Die Arbeit ist sehr hochwertig, die Jugendlichen erhalten sofort das Gefühl, dass ihre Arbeit wichtig und wertvoll ist.

Eine enge Zusammenarbeit der beiden Projekte ist ausschlaggebend für das Gelingen dieses ganzheitlichen Konzeptes von Bildung und Beschäftigung.

Innovativ ist weiters die individuelle Betreuung der Jugendlichen. Es gibt keine allgemein gültigen Regeln wie z. B. wer drei Mal nicht kommt, fliegt raus. Es wird versucht, den Jugendlichen/ die Jugendliche dort abzuholen wo er/sie im Moment steht und auf seinen/ihren Stärken aufzubauen.

Erwartete Ergebnisse und Wirkung

Das Projekt schafft eine Qualifizierungs- und Beschäftigungsmöglichkeit für arbeitslose Jugendliche, es vermittelt Fach- und Sozialkompetenz, es hilft, eine Basisausbildung zu erlangen, unterstützt bei der Arbeitssuche und fördert die Persönlichkeitsentwicklung. Die Jugendlichen sollen im Sinne des Empower-

ment-Gedankens nach und nach befähigt werden, Unterqualifizierung und Arbeitslosigkeit nicht einfach hinzunehmen, sondern die Qualifizierungsangebote des zweiten Arbeitsmarktes zu nutzen und/oder in den ersten Arbeitsmarkt einzusteigen. Damit wird eine zentrale Grundidee der Offenen Jugendarbeit, Jugendliche auf ihrem Weg zu mündigen Erwachsenen zu unterstützen, umgesetzt.

Zu den Autorinnen: DSA[in] Birgit Fiel leitet das Arbeitsprojekt Job Ahoi, **Mag[a] Miriam Lageder** das Hauptschulabschlussprojekt Albatros der Offenen Jugendarbeit Dornbirn (OJAD).

Der Verein **Offene Jugendarbeit Dornbirn** – kurz OJAD - existiert seit 1992 und betreibt momentan zwei Jugendhäuser (Vismut & Arena) sowie einen Skaterplatz/Skaterhalle. Nähere Informationen: *www.ojad.at*

Seit einigen Jahren gibt es zusätzlich zwei groß angelegte Projekte zum Thema Bildung und Arbeit **(Job Ahoi & Albatros)**, sowie mit „Let's go Solar Dornbirn" seit kurzem auch ein Umweltsensibilisierungsprojekt.

„bunt&quer“

Ein Projekt zur interkulturellen Mädchenarbeit im Mädchenzentrum Amazone Bregenz

Julia Ha

„Uns nicht bei dem aufhalten, was uns trennt, sondern suchen, was uns verbindet.“ (Das Globale Manifest)[1]

Wer das Buch „Le Racisme expliqué à ma fille“ von Tahar Ben Jelloun[2] kennt, weiß wie schön es sich liest, wenn einem alle Fragen beantwortet werden. Ben Jelloun antwortet in diesem Buch auf alle Fragen seiner Tochter zu Rassismus und das klar, kurz und verständlich.

Dieses Prinzip Frage – Antwort erschien mir auch für die Beschreibung des Projekts „bunt&quer“ passend. Kein literarisches Meisterwerk, aber der Versuch ein „best practice“ Projekt klar, kurz und verständlich zu beschreiben.

Was genau ist „interkulturell“?

Interkulturalität ist in aller Munde. Eine interkulturelle Begegnung passiert überall und ist jederzeit möglich. Sie ist in unseren Köpfen und außerhalb unseres Körpers, sie ziert die Umwelt und gestaltet unsere Lebenswelten. Interkulturell sind wir alle und alle sind interkulturell. Das Ausmaß und die Intensität bestimmen unsere Herkunft, aber auch wir selbst. Interkulturell bedeutet einfach übersetzt „zwischen den Kulturen“ – die Beziehung zwischen ein oder mehreren Kulturen.

Was ist „interkulturelle Mädchenarbeit“?

In Zusammenhang mit Mädchenarbeit bekommt das Wort „interkulturell“ eine konkretere Bedeutung und bezieht sich auf Integration und Gleichstellung von Mädchen mit Migrationshintergrund. Zentral ist vor allem der Dialog zwischen

der Minderheitsgesellschaft und der Mehrheitsgesellschaft. Die Verbindung zwischen verschiedenen Disziplinen wie interreligiöser Dialog, Friedenspädagogik, Menschrechtsbildung, Kulturkompetenz und anderen ermöglicht den Mädchen Handlungsmöglichkeiten zu erarbeiten und ihre Ressourcen bestmöglich einzusetzen.

„bunt&quer“ – schon wieder ein interkulturelles Projekt?

Ja, aber was für eins!
Das Mädchenzentrum Amazone in Bregenz, Vorarlberg, hat früh erkannt, welche Ressourcen und Schätze in seinen Besucherinnen stecken und wollte genau diese in ihnen wecken und stärken. „bunt&quer“ steht **für** Gemeinsamkeiten und Unterschiede und **gegen** Diskriminierung, Sexismus und Grenzen in und außerhalb unserer Köpfe. Das Projekt „bunt&quer“ setzt die Mädchen in den Mittelpunkt und ermöglicht ihnen eine Orientierung für eine nachhaltige, bedürfnisorientierte und lebensnahe Auseinandersetzung mit ihrer eigenen Interkulturalität.

Was macht „bunt&quer“?

„bunt&quer“ kann etwa gleichgesetzt werden mit gerechtem Umgang mit bunter Vielfalt und querer Verschiedenheit. Das Projekt richtet sich an Mädchen zwischen 10 und 18 Jahren und an Erwachsene, für die interkulturelle Mädchenarbeit von Belang ist. Auf mehreren Ebenen – vergleichbar mit Anfängerinnen-, Fortgeschrittenen- und Expertinnen-Modus – wird jeder Interessierten etwas geboten. Niemand wird ausgeschlossen, alle sind willkommen. Die Annäherung – als Anfängerin – zur interkulturellen Mädchenarbeit startete mit der Sensibilisierung für die eigene Lebenswelt. Dafür wurden Workshops und Angebote entwickelt, um an einer gemeinsamen Enkulturation – einer gemeinsamen „dritten Kultur“ – zu arbeiten.

Im zweiten Schritt konnten ausgebildete Peers – Fortgeschrittene – ihre Fähigkeiten und Fertigkeiten auf verschiedene Weise einsetzen. In ihrem Tun wurden sie von Fachfrauen begleitet. So haben sie ihre eigenen Workshops für andere Mädchen erarbeitet und abgehalten, mit selbstproduzierten Videoclips zur persönlichen Lebenswelt den Schritt in die Öffentlichkeit gewagt und an einer wissenschaftlichen Studie „Mädchenwelten im interkulturellen Dialog“ teilgenommen. Im Fortgeschrittenentempo haben sich die Mädchen über eine erste Annäherung hinaus mit ihrer Lebenswelt auseinandergesetzt und diese Auseinandersetzung öffentlichkeitstauglich gemacht. Die Videoclips, die Studienergebnisse, die Mädchenzeitung und die Online Community sind für alle Interessierten zugänglich. „bunt&quer“ bot den Mädchen mit Workshops zu verschiedenen Themen

wie Identität, Gewalt, Globalisierung oder Berufsorientierung und ließ genügend Raum für weitere Events, wie das Interkulturelle Vernetzungstreffen oder die Eröffnung der „kulterbunten“ Online Community. Die Peer-Education, die dabei zum Einsatz kommt, meint die Bildung von Gleichaltrigen durch Gleichaltrige.

Wer macht „bunt&quer“?

Zum einen machen „bunt&quer“ die Teilnehmerinnen bzw. die Besucherinnen des Mädchenzentrums Amazone selbst, zum anderen steht ihnen ein starkes Fachfrauen- Team zur Seite. Das Mädchenzentrum Amazone hat einen Referentinnenpool aufgebaut, vollgepackt mit verschiedenen Expertinnen aus mehreren Disziplinen. Gemeinsam mit dem Team des Mädchenzentrums Amazone wird an innovativen Angeboten, Workshops, Ausbildungseinheiten und Events gearbeitet, so dass der Kreativität und der Interkulturalität nichts im Wege stehen kann. Auch die Referentinnen werden zu regelmäßigen Treffen eingeladen, um ihre Kenntnisse auf den neuesten Stand zu bringen.

Warst du auch bei „bunt&quer“ dabei?

Ja, das war ich. Ich durfte am Konzept von „bunt&quer“ mitarbeiten und habe eine Workshopreihe zu Weltthemen und eine Workshopreihe zu Identitäten abgehalten. Das sind gute Beispiele für das was, „bunt&quer“ tatsächlich an Inhalten zu bieten hat. Bei den Workshops zu den Weltthemen ging es um verschiedene Produkte (Fußball, Schokolade, Baumwolle und Banane), die wir im Alltag verwenden und von denen wir keine Ahnung haben, woher sie kommen und wer sie macht. Über das Produkt können wir Bezüge zu den Produktionsländern herstellen und lernen die Menschen und deren Lebenswelten kennen. Besonders diese Workshops sprechen jüngere Mädchen an und geben ihnen eine genauere Vorstellung, wie interkulturell unsere Welt ist. Bei den Workshops zu Identitäten haben wir uns einerseits mit unserem Aussehen beschäftigt und andererseits auch mit Rollenmustern. Hier konnten die Mädchen sehr viel erzählen und gesellschaftlicher Erwartungen reflektieren.

Was bewirkt nun „bunt&quer“ bei den Mädchen?

Die Mädchen lernen nicht nur Inhaltliches, sondern können auch bestimmte Fertigkeiten erlernen, wie einen Videoclip zu produzieren. Mädchen, die bei „bunt&quer“ teilgenommen haben sind sich nicht nur ihrer Interkulturalität bewusster, sondern wissen auch wie sie damit umgehen können. Die Annäherung und Auseinandersetzung mit ihrer eigenen Lebenswelt hat sowohl die Reflexionsfähigkeit der Mädchen gefördert als auch ihre Handlungskompetenzen erweitert. Sie sind nun bereit für eine weitere Herausforderung …

Welche Herausforderung? Geht es noch „bunter und noch querer“?

Es kann immer „bunt&quer“ sein. Die Mädchen haben ihr Expertinnenwissen bislang nur für ihre Gleichaltrigengruppe eingesetzt. Die neue Herausforderung, die „bunt&quer“ anstrebt, ist der Dialog mit den Erwachsenen bzw. mit der Öffentlichkeit als Ganzes. Die Peers-Expertinnen sollen außerhalb des Mädchenzentrums Amazone zum Einsatz kommen und ihre Angebote auch Erwachsenen zukommen lassen (Peers4Adults). Ein generationsübergreifender interkultureller Dialog könnte neue Anknüpfungspunkte und Mitgestaltungsmöglichkeiten im Zusammenleben hervorbringen. Diese Challenge hat „bunt&quer“ schon aufgenommen!

Wer fördert „bunt&quer“?

Wir sind nun in der zweiten Laufzeit. „bunt&quer“ wird durch den Europäischen Integrationsfonds kofinanziert. Außerdem fördern das Bundesministerium für Wirtschaft, Familie und Jugend, das Jugendreferat, das Frauenreferat und die Kulturabteilung des Landes Vorarlberg und das Amt der Stadt Bregenz mit. Ihnen allen ein herzliches Dankeschön!

1 *http://paxhumana.info/article.php3?id_article=480* (05.07.2010)
2 Ben Jelloun, T. (1998). *Le Racisme expliqué à ma fille*, Cornelsen

Zur Person: Julia Ha studierte Psychologie an der Leopold Franzens Universität in Innsbruck (2005) und forschte an der University of Social Science and Humanities of Ho Chi Minh City (2006). Sie ist ausgebildete Mediatorin und Psychosoziale Beraterin and absolvierte einen Lehrgang zur interkulturellen Kompetenz (2009) in Brixen/Bressanone (Italien).

Das **Mädchenzentrum Amazone** ist eine Einrichtung der Offenen Jugendarbeit Vorarlbergs und versteht sich als Expertin zu allen Fragen der Mädchen- und Genderarbeit.
Nähere Informationen: *www.amazone.or.at*

Entstehungsgeschichte der Fotos

In diesem Onlinereader finden sich drei verschiedene Fotoserien, deren Entstehen wir kurz beschreiben möchten.

Fotoserie Respekt

Im Rahmen eines Projekts des Jugendbereichs der Plattform gegen die Gewalt in der Familie stellten wir 2008 die Frage: „Was bedeutet Respekt und wie kann Respekt dargestellt werden?“ In Workshops mit Jugendlichen entstanden schließlich eine große Anzahl an Bildern, von denen wir 7 als Freecardmotive auswählten und über 20 zu einem Plakat arrangierten. Im Reader finden sich die Freecardmotive, das Plakat kann auf *www.plattformgegendiegewalt.at* → Downloads → Fotos/Bilder betrachtet werden.

Das Projekt entstand aus einer Kooperation von EfEU/Wien, FBI/Innsbruck, Friedensbüro/Salzburg, KOJE/Bregenz, Mädchenzentrum Klagenfurt, Mafalda/Graz und SOG.THEATER/Wr. Neustadt.

Beispiel Fotoserie Respekt

Das Mädchenzentrum Klagenfurt veranstaltete zwei Workshops mit Mädchen (15–20 Jahren), um zu Fotos zu kommen

- Workshop mit Mädchen aus Media Point (Jugendzentrum Wiki)
- Workshop mit Mädchen aus dem Berufsorientierungskurs Mädchenzentrum Klagenfurt

Ablauf:

1. Inhalt: Worum geht's? → Plakataktion für die Plattform gegen die Gewalt
2. Assoziationskette „Respekt“ – 20 min

Mitschreiben auf Flipchart; bei Stillstand Hilfe durch Trainerin: *Was bedeutet Respekt für mich? Wie und wo erfahre ich Respekt? Wie kann Respekt gelebt werden? Wie stelle ich mir ein respektvolles Miteinander vor – im Jugendzentrum, zu Hause, in der Schule, am Arbeits-/Ausbildungsplatz, in der Clique, im Club oder einer Bar, am Sportplatz, im Park, auf der Straße…? Wo finde ich / vermisse ich Respekt in den Medien …?*

3. Umsetzung der Stichworte (Assoziationskette) in Fotos – 20 min
   Umsetzung in Bilder / Szenen – ein bis 2 Teilnehmerinnen überlegen sich Situationen, in der sie sich schwach / schutzlos gefühlt haben und gehen in Position – andere beschreiben: was sehen sie und wie wirkt es auf sie; danach umgekehrte Rollen. Dann noch mal mit einer Situation, in der sie sich stark / sicher / selbstbewusst gefühlt haben + Umkehr der Rollen. Zum Abschluss stehen sich eine Teilnehmerin in schwacher und 1 Teilnehmerin in starker Position gegenüber.
4. Kurze Einführung in die digitale Fotografie
5. Szenen werden im Mädchenzentrum bzw. im Media Point / Innenhof nachgestellt und dann gehen die Teilnehmerinnen durch die Stadt und fotografieren respektvolle/-lose Situationen.

Ingo

Die Auseinandersetzung mit Kultur und Zugehörigkeiten beschäftigt mich seit diesem Projekt tagtäglich. Was mich besonders verunsichert, ist die Erfahrung, wie sehr ich selbst in homogenisierenden Kulturbildern verhaftet bin. Das betrifft ethnische Kulturen genauso wie die Zugehörigkeit zu und Abgrenzung von bürgerlichen, proletarischen und bäuerlichen Kulturen sowie traditionell männlich konnotierten Kulturen – alle verbunden mit Denkweisen und alltäglichen Handlungen, die mir doch „selbstverständlich" erscheinen.

Diese „Orientierungsrahmen" aufzugeben fällt mir nicht leicht. Doch in dieser Verunsicherung blitzt eine enorme Lust durch, ein beinahe unheimlich anmutendes weites Feld der Gedanken und Handlungsmöglichkeiten. Bleibt als Zweifel: welch ein schwieriger gesellschaftlicher Prozess ist es, Transkulturalität als Befreiung zu erkennen und zu leben, wenn sie bereits persönlich mit derart heftigen Gefühlen der Überforderung und auch des Widerstands verbunden ist!?

Ingo Bieringer,
Projektleiter im
Friedensbüro Salzburg

Fotoserie Kopftuch

Diese Fotos entstanden 2009 im Rahmen von drei Workshops mit dem Titel „Kopftuchexperimente". Wir vom Verein EfEU wollten jungen muslimischen Frauen die Möglichkeit geben, auszudrücken, welche Bedeutung der Kopftuch, das von so vielen Seiten vereinnahmt wird, für sie hat. In Kooperation mit der Akademie der Bildenden Künste und der Universität für angewandte Kunst gestalteten wir drei Workshops mit 25 jungen Musliminnen, die von der Islamischen Fachschule für Soziale Bildung und den jungen Musliminnen Österreichs kamen. Studierende stellten verschiedene kreative Methoden wie Siebdruck und Sprayen vor und betreuten die Umsetzung, wir näherten uns gemeinsam dem Thema Kopftuch und dann gestalten die Frauen höchst motiviert diverse Kopftuchslogans. Ein Teil der Fotos der Werke ist nun in diesem Reader zu finden. Auch dieses Projekt wurde von der Plattform gegen die Gewalt in der Familie finanziell unterstützt.

Fotoserie „sexualisierte Gewalt"

Im Rahmen der Dokumentation „Macht uns nicht an! Sexualisierte Gewalt an und durch Jugendliche mit Migrationshintergrund" arbeitete eine Gruppe junger Männer und Frauen mit Migrationshintergrund in einer Workshop-Reihe zum Thema „sexualisierter Gewalt".

Ziel des Projekts von maiz war dieses Thema zu enttabuisieren und ein Bewusstsein für unterschiedlichste Formen dieser, oft subtilen, Gewalt zu schaffen sowie das Selbstbewusstsein und das Wahrnehmen der eigenen (körperlichen) Grenzen zu verbessern.

Im abschließenden Kreativworkshop entstanden die hier abgebildeten Freecard-Motive. Die Postkarten können unter bildungsberatung@maiz.at oder bildung@maiz.at bestellt werden.

Zwischen zwei Stühlen oder doch die ganze Bank?

Identitätskonstruktionen einer neuen Generation; Herausforderungen und Chancen in der österreichischen Jugendarbeit

Amani Abuzahra

Österreich ist immer mehr und mehr zum Einwanderungsland geworden. Menschen mit unterschiedlichem Migrationshintergrund sehen in Österreich ihre neue Heimat. Vor allem für Jugendliche ist Österreich nicht nur ihre neue Heimat, sondern vielmehr der primäre Bezugspunkt ihres Lebens mit Schule, Arbeit, Freunden und Bekannten. Ein Lebensmittelpunkt, der eng verknüpft ist mit ihren Erinnerungen, Wünschen, Sorgen und Träumen. Durch ihre Eltern sind sie aber auch geprägt durch Kultur, Tradition, Religion und Sprache. Sie haben ein umfangreiches Package mitbekommen auf dem Weg ihres Lebens. Dies ist die eine Seite. Jedoch stellt sich die Frage, wie in der hiesigen Gesellschaft ihre Diversität wahr- und aufgenommen wird. Oft sind sie rassistischen und xenophoben Sprüchen und Übergriffen ausgesetzt. Zum anderen kapseln manche sich aber auch selber ab und treffen sich nur unter ihresgleichen. Immer öfter setzen sie Codes ein, um sich gezielt und bewusst abzugrenzen. Ein anderer Weg, den viele Jugendliche gehen, ist der der hybriden Identität. Sie sehen sich selbst nicht als Menschen, die „zwischen zwei Stühlen" leben – ganz im Gegenteil, sie nehmen sich die „ganze Bank". Sie sprechen mehrere Sprachen, fühlen sich sowohl Österreich als auch der Kultur(en) ihrer Eltern zugehörig. Es entwickelt sich immer mehr und mehr eine zum Beispiel österreichisch-islamische Identität. Mehrere Zugehörigkeiten sind nichts Fremdes für sie, sondern etwas selbstverständlich Gelebtes. Aber in der Realität des „herkömmlichen Österreichers" ist dies noch

nicht, oder nicht ganz angekommen. Oft werden Menschen mit Migrationshintergrund und ihre Identitäten in Frage gestellt, sie werden bedrängt, sich ausschließlich zu einer Zugehörigkeit zu bekennen. Wie oft wird in vermeintlich wissenschaftlichen Befragungen und Erhebungen die polarisierenden Fragen „Bist du islamisch oder demokratisch?", „Bist du Türkin oder Österreicherin?", etc. gestellt. Die Welten, die die Jugendlichen in sich verbinden, werden als Gegensätze dargestellt und sie werden gedrängt sich zu entscheiden. So ist es nicht verwunderlich, wenn sich Jugendliche dann für das vermeintlich „Fremde" entscheiden, wenn sie häufig auf Ablehnung und Ignoranz bezüglich ihrer Zugehörigkeit zu Österreich konfrontiert werden. Sie ziehen sich zurück in die Sprache und die Kultur des Herkunftslandes ihrer Eltern.

Es sollte jedoch der Auftrag sein, den jungen Menschen Perspektiven aufzuzeigen, dass sie angenommen werden – nicht trotz sondern wegen ihrer komplexen Identität: Als Vermittler, als Bereicherung, als ein Mensch, der aufgrund seiner ganz persönlichen und individuellen Erfahrungen etwas in dieser, in seiner Gesellschaft verändern kann. Es gilt die Vielfalt zu stärken; beim Einzelnen, innerhalb der Community und in der Gesellschaft. Dies steht ganz im Zeichen der Anerkennung und Wertschätzung des Anderen. Jugendliche benötigen Anerkennung um zu wachsen und sich positiv zu entwickeln. Denn erst durch die Anerkennung fühlen sie sich bestätigt und motiviert auf diesem Weg weiterzumachen. Bleibt ihnen die Anerkennung versagt, so hat das oft fatale Auswirkungen für ihr weiteres Leben und oft auch ihr Verhältnis zu den Mitmenschen sowie zur österreichischen Gesellschaft insgesamt.

Um für Jugendliche mit Migrationshintergrund attraktiver zu werden, sind heimische Institutionen und Einrichtungen aufgefordert zu zeigen, dass sie sich be-

Ismet

Mit „Kultur" verbinde ich … den Lebensstil einer Gemeinschaft. Lebensqualität.

„Kultur" ist wichtig, weil … sie vielseitig ist und dadurch Raum für Liebe schafft.

„Kultur" ist problematisch, weil … sie oft von „Religion" nicht unterschieden wird.

Ismet Hurtić
23 Jahre,
Student, Muslim

mühen auf die Jugendlichen zu- und einzugehen; auf ihre Bedürfnisse, Wünsche und Sorgen. Um diese zu kennen, braucht es Sensibilität, Empathie und auch eine gewisse Grundlage an Wissen.

Ein wichtiger Schritt in diese Richtung ist mit Sicherheit eine Zusammenstellung der Arbeitsgruppen und Teams, in denen Diversität großgeschrieben wird: MitarbeiterInnen, die verschiedene Sprachen sprechen und nicht nur englisch, französisch oder spanisch, sondern bevorzugt Sprachen, die auch von den Jugendlichen gesprochen werden wie z. B. serbisch, türkisch, albanisch oder arabisch. Der Philosoph Ludwig Wittgenstein hat es sehr treffend ausgedrückt: *„Die Grenzen meiner Sprache bedeuten die Grenzen meiner Welt."*[1] Ein Mitarbeiter oder eine Mitarbeiterin gewinnt einen gänzlich anderen Zugang zu den Jugendlichen, wenn er oder sie ihre Sprache – und sie damit auch leichter als Mensch – versteht. Als eine weitere Stütze der Arbeit mit Jugendlichen mit Migrationshintergrund dient ein Einblick in die jeweilige kulturelle und religiöse Welt. Dies betrifft vor allem den Islam. Nicht weil es mit MuslimInnen die größten Probleme gibt, sondern weil es ein Faktum ist, dass es hier die meisten Missverständnisse und wohl auch die meisten Fragestellungen gibt. Denn es ergeben sich immer wieder Zwischenfälle, die man sich als JugendbetreuerIn, als EinrichtungsleiterIn etc. nicht erklären kann. Und oft fehlt es den Jugendlichen selber an Hintergrundinformationen oder ganz einfach an Reflexion über ihre Position oder ihre eigenen Handlungen. Jugendlichen fällt es manchmal schwer, selbst ihre Anliegen kompetent ausdrücken zu können. Ihre Aussagen basieren dann eher auf Emotion. Je umfangreicher die Hintergrundinfos sind, desto verständlicher machen wir uns die Welt der Jugendlichen und bauen dabei Barrieren und Schranken ab.

Als letzten Punkt möchte ich die gezielte Zusammenarbeit mit Jugendorganisationen ansprechen, die sich speziell um die Arbeit mit den betreffenden Jugendlichen kümmern. Hier soll vor allem die Aktivitäten der Muslimischen Jugend Österreich (MJÖ) erwähnt werden. Hier hat man viel Erfahrung gesammelt und kann sicher auch konkrete Tipps und auch praktische Hilfestellung bei Jugendlichen muslimischen Glaubens geben.

Es gibt unterschiedliche Herausforderungen aber auch Konfliktherde, die oftmals sozialer und letzten Endes auch ökonomischer Natur sein können, sich jedoch in der Sprache der Kultur und Identität bemerkbar machen – und viel expliziter dahingehend gedeutet werden. Der Schriftsteller Navid Kermani arbeitet dieses Phänomen in seinem aktuellsten Buch heraus*: „Ich behaupte nicht, dass es keine kulturellen Konflikte gibt, aber ich meine, dass die größte Bruchstelle in einer Gesellschaft und zwischen verschiedenen Gesellschaften weiterhin die ökonomische*

ist – selbst wenn soziale Konflikte immer häufiger in einem kulturellen oder religiösen Vokabular ausgedrückt werden."[2] Soziale und wirtschaftliche Probleme werden zunehmend kulturalisiert, auch in der Jugendarbeit. Man darf dabei nicht vergessen, dass viele Jugendliche aus sozial schwachen oder bildungsfernen Schichten kommen. Viele Probleme rühren daher aus diesem Missstand und weniger aus der Kultur oder gar der Religion.

Weiters ist es auch wichtig in die Welt der Jugendlichen einzutauchen, indem sie selbst zu Wort kommen und zum Beispiel einen Nachmittag in der Jugendeinrichtung gestalten dürfen. Sie sollen sich, ihre Lebenswelt und ihre Zugänge zum Thema Identität, Kultur, Religion und Migration kreativ darstellen. Dies kann in der Form von Musik, Filme, Videos, Tanz oder Essen sein. Denn über diesen Weg gewinnt man einen Zugang zu den Jugendlichen, der sehr wertvoll ist. Sie beschreiben nicht nur ihre Lebensrealität, sondern auch als JugendarbeiterIn erhält man Informationen, woher die Jugendlichen ihre Bezüge für ihre Identitätskonstruktion beziehen. Dieses Hintergrundwissen erleichtert das gegenseitige Verständnis. Auch die anderen Jugendlichen lernen sich gegenseitig „neu" kennen, und die Chancen für Toleranz steigen.

Methoden für die Jugendarbeit

Ein zusätzlicher wichtiger Faktor in der Ausbildung und positiven Bejahung von hybriden Identitäten Jugendlicher stellt das Selbstbild von JugendarbeiterInnen dar. Um Diversität der Jugendlichen mit Migrationshintergrund nachzuempfinden, ist es durchaus sinnvoll die eigene Vielfalt als JugendarbeiterIn zu erkennen. Dies kann in der Form von Spielen, Diskussions- und Reflexionsrunden stattfinden. Zum einen ist die Methode „Identitätstorte" zu empfehlen.

„Identitätstorte": JedeR MitarbeiterIn einer Jugendeinrichtung ist dazu aufgefordert, einen großen Kreis auf einem A4 Blatt zu malen und die unterschiedlichen Anteile der Identität tortenstückartig einzutragen. (z. B.: Studentin, Vegetarierin, etc.) Danach werden alle Blätter eingesammelt und der/ die LeiterIn der Gruppe liest jedes „Tortenstück"/ jede Bezeichnung einer Identität vor. Und man steht immer dann auf wenn man das entweder selbst geschrieben hat, oder diese Beschreibung auch auf einen zutrifft.

Dieses Spiel dient dazu, die trennenden und verbindenden Elemente innerhalb der Arbeitsgruppe zu erkennen. So stellt sich in der anschließenden Reflexion überraschenderweise heraus, dass man mit verschiedenen Personen mehr Gemeinsamkeiten hat als mit anderen. Diese Übung schließt mit Tipps ab, wie man das Spiel am besten auf die Jugendgruppe übertragen kann. Ziel ist es auch

zu vermitteln, dass Identität kontextabhängig ist. Befindet man sich zum Beispiel in einem Kaufhaus in Österreich und die Personen, die unmittelbar dahinter stehen, sprechen im oberösterreichischen Dialekt, so wird mich das nicht weiter verwundern. Befinde ich mich aber in Peking in einer Schlange vor der Kasse und ich vernehme den selbst Dialekt, so wird man sich erfreut umdrehen und die eigene nationale Identität, österreichisch sein, in den Vordergrund stellen.

Eine weitere Methode, die zuerst bei den JugenarbeiterInnen und danach in der Jugendgruppe angewandt werden kann, ist die **Diskussionsrunde** zum Thema Herkunft, Fremdbild – Selbstbild, Vorurteile. Als Impuls eignet sich ein kurzes Video um direkt in die gewünschte Thematik einzusteigen. Hier ist folgende DVD empfehlenswert: „Bilder im Kopf Klischees, Vorurteile, Kulturelle Konflikte“[3]. Es gibt sechs verschiedene Kurzfilme zur Auswahl zu unterschiedlichen Themen. Danach sollte die Möglichkeit gegeben werden sich zu äußern zum Gesehenen. Weiters ist es auch wichtig für die Reflexion Stellung zu beziehen wie man selbst mit unterschiedlichen Vorurteilen und Klischees umgeht und was man für Lehren aus diesen Videos ziehen kann.
Mit diesen Methoden der Reflexion und Erweiterung der Hintergrundinformationen wird es den JugenarbeiterInnen verschiedener Einrichtungen leichter fallen, sich in die Jugendlichen der zweiten, dritten Generation hineinzuversetzen und ihnen eine Stütze zu sein, wenn sich die Jugendlichen im Zwiespalt befinden: „zwischen zwei Stühlen“ leben.

Die Identitätskonstruktionen einer neuen Generation sind nämlich nicht nur Herausforderungen sondern auch Chancen in der österreichischen Jugendarbeit.

1 Wittgenstein, Ludwig (1989): Tractatus logico-philosophicus. Logisch-philosophische Abhandlungen. Suhrkamp: Frankfurt am Main, 5.6.
2 Kermani, Navid (2009): Wer ist wir? Deutschland und seine Muslime. C.H.Beck: München, S. 25.
3 „Bilder im Kopf. Klischees, Vorurteile, Kulturelle Konflikte.“ Urheber: EZEF (Evangelisches Zentrum für entwicklungsbezogene Filmarbeit) Film für eine Welt. Bern. Auszuborgen: Wien : BAOBAB, Entwicklungspolitische Bildungs- und Schulstelle, 2008

Zur Person: Amani Abuzahra, Diplomandin am Institut für Philosophie an der Universität Wien. Sie ist ausgebildete Jugendleiterin und Referentin für die Themenbereiche Integration, hybride Identiäten und Islam in Europa. Zivilgesellschaftlich aktiv in der Muslimischen Jugend Österreich.
Kontakt: amani.abuzahra@mjoe.at

Marcel

Die Auseinandersetzung mit Worten und Begrifflichkeiten und deren Bedeutungen, Deutungsmöglichkeiten und den damit einhergehenden (Aus)Wirkungen habe ich im Rahmen des Projekts zunächst als zweitrangig betrachtet.
Ich wollte Good Practice recherchieren und sichtbar machen und so habe ich mich sowohl gedanklich als auch im Tun mehr auf gute Ideen, Methoden und Zugänge „gestürzt".

Die kritische Betrachtung der Begrifflichkeiten und der damit einhergehenden Wirkung, Zuschreibungen und Weltgestaltung hat mich zu persönlichen, gesellschaftlichen und sozialen Haltungs- und Wertefragen geführt – jede Menge Widersprüche inkludiert.

Ich bin Mitglied der Arbeitsgruppe „interkulturell", die zum Ziel hat, in der Jugendarbeit Tätigen eine Reflexions- Interaktions- und Weiterentwicklungsplattform rund um das Thema „Jugendarbeit in interkulturellen Kontexten" zu bieten. Im Rahmen dieses Projekts habe ich neue Anstöße zur Reflexion bekommen, auch die Wirkung und die Ziele einer solchen Arbeitsgruppe neu zu gestalten.

Antirassistische Bildung in der Offenen Jugendarbeit ist nichts Neues, sondern ein Kernelement einer fachlich fundierten und bedürfnisorientierten Jugendarbeit. Allerdings ist auch Zeit und Raum für Neues: Neue, kreativ-reflektierte und innovative Ansätze haben Potential in der Offenen Jugendarbeit weiter entwickelt zu werden.

Mut zu Widersprüchen zu stehen, diese stehen lassen zu können und an diesen Widersprüchen zu wachsen und Neues wachsen zu lassen, das ist mein Fazit im Rahmen dieses Projekts.

Marcel Franke 38,
Im Team der KOJE für die Querschnittsthemen interkulturelle Jugendarbeit, Jungenarbeit und Sexualität in der Offenen Jugendarbeit unterwegs.

Koordinationsbüro für
Offene Jugendarbeit
und Entwicklung

Gallusstraße 12, A-6900 Bregenz
Tel: 05574–45 838
office@koje.at
www.koje.at

Die **KOJE** – das **Koordinationsbüro für Offene Jugendarbeit und Entwicklung** – ist die kompetente Service- und Koordinationsstelle für alle Angelegenheiten im Rahmen der Offenen Jugendarbeit in Vorarlberg.

Das Ziel der KOJE – als **Dachverband** für Offene Jugendarbeit – ist es, die Qualität in der Jugendarbeit nachhaltig zu fördern.

Offene Jugendarbeit positionieren

„Offene Jugendarbeit ist wichtig." Die koje versteht sich als Sprachrohr für diesen Grundgedanken. Offene Jugendarbeit ist ein unverzichtbarer Teil außerschulischer Jugendarbeit, mit hohem Präventionsgedanken, der finanzielle Sicherheit und Anerkennung verdient.

Zielgruppen

- JugendarbeiterInnen in den Einrichtungen der Offenen Jugendarbeit in Vorarlberg
- Personen aus Verwaltung und Politik auf Gemeinde-. Landes- und Bundesebene
- Fachpersonen aus angrenzenden sozialen und kulturellen Arbeitsfeldern
- MultiplikatorInnen rund ums Thema „Jugend und Jugendarbeit"
- Allgemeine Öffentlichkeit

Ansprechpartnerin: Mag[a] Regina Sams (Psychologin): Geschäftsführung und Koordination

Die Subventionierung erfolgt durch das Land Vorarlberg, Mitgliedsbeiträge und diverse Projektfinanzierungen (Land, Bund, EU).

Zentrum für Theaterpädagogik und strategische Inszenierung

Bahngasse 46, 2700 Wr. Neustadt
Tel.: 02622–87031
office@sog-theater.at
www.sog-theater.com

SOG. THEATER entwickelt entlang gesellschaftspolitischer Themen interaktive Theaterproduktionen, die bewegen. Die Arbeit von SOG. THEATER ist partizipativ, gemeinschaftsbildend und emanzipatorisch ausgerichtet.

SOG. THEATER besteht seit 1993, ist ein Team von TheaterpädagogInnen, SchauspielerInnen, MusikerInnen, Clowns, TherapeutInnen, TrainerInnen und BeraterInnen und vereint die Kompetenzen Theater, Training, Systemisches Management, Beratung, Moderation und Supervision. Die Methoden des SOG.THEATERs knüpfen an die Traditionen des Erinnerungstheaters nach Pam Schweitzer, an das Forumtheater und Legislative Theater nach Augusto Boal und an das Playback Theater nach Jonathan Fox und Jo Salas an.

Man kann SOG. THEATER bei öffentlichen Aufführungen erleben, selber an Workshops teilnehmen oder für ein maßgeschneidertes Theaterprojekt engagieren.

Kinderschutzzentrum
SALZBURG

Hilfe bei Missbrauch und Gewalt.

Leonhard-von-Keutschach-Straße 4,
5020 Salzburg
Tel. Verwaltung: 0662–44 9 11 17
beratung@kinderschutzzentrum.at
www.kinderschutzzentrum.at

Als gemeinütziger und mildtätiger Verein organisierte private Initiative und Einrichtung der freien Jugendwohlfahrt. Überparteilich und unabhängig, gegründet 1987.

Tätigkeitsbereiche:

- Schutz und Hilfe für Kinder, Jugendliche und deren Familien bei Missbrauch und Gewalt
- Hilfe und Beratung in schweren Krisensituationen
- Prozessbegleitung für minderjährige Gewalt- und Missbrauchsopfer
- Therapeutische Kindergruppen bei Trennung/Scheidung oder Tod eines nahen Angehörigen
- Eltern- und Familienberatung zum Thema Gewalt am Kind

Institut FBI

Institut für gesellschaftswissenschaftliche Forschung, Bildung und Information – Institut FBI. Centre for Social Scientific Research, Education and Information – The FBI Centre

Technikerstraße 36, A-6020 Innsbruck
Tel./Fax: 0512–934510 | Mobil: 0660–5210674
fbi@reflex.at
www.uibk.ac.at/fbi

Das **Institut FBI** ist eine unabhängige und praxisnahe Forschungs- und Beratungseinrichtung für gemeinnützige Organisationen und Betriebe. Seine Tätigkeit richtet sich auf Problemlagen gesellschaftlicher Gruppierungen, mit dem Ziel diese einer Lösung näher zu bringen. Das Institut arbeitet an der Schnittstelle zwischen dem akademischen Wissen und dem Alltagswissen mit dem Bestreben, diese beiden Bereiche in Kontakt, Austausch und partnerschaftliche Kooperation zu bringen.

Die Arbeitsschwerpunkte sind:

- Theorie, Methoden und Praxis der Wissensvermittlung
- partizipative and aktivierende Methoden
- Spannungsfeld akademisches Wissen – Alltagswissen
- Geschlechterforschung
- Geschlechtsspezifische Erziehung
- Bubenarbeit
- Gender Mainstreaming
- Lebens- und Arbeitsbedingungen von freien Wissenschaftlerinnen

mädchenzentrum
klagenfurt

Karfreitstraße 8/II, 9020 Klagenfurt
Tel.: 0463–50 88 21
office@maedchenzentrum.at
http://www.maedchenzentrum.at

Ziele: Betrieb eines Begegnungs-, Erfahrungs-, Bildungs- und Beratungszentrums für Mädchen und junge Frauen sowie Konzeption und Durchführung innovativer zielgruppenspezifischer Projekte

Zielgruppen: Mädchen und junge Frauen von 12 bis 25 Jahren ■ MultiplikatorInnen und Peers ■ Eltern und Angehörige ■ Schulen, Jugend- und Bildungseinrichtungen ■ VertreterInnen aus Politik, Wirtschaft und Gesellschaft ■ Betriebe
… immer im Sinne der Mädchen und jungen Frauen

Maßnahmen:
- Begegnung und Kommunikation
- Offene Angebote zur Freizeitgestaltung und Bildung
- Allgemeine oder problembezogene sozialpädagogische Beratung für verschiedene Lebens und Interessensbereiche
- Kurse und Veranstaltungen
- Präventions- und Bildungsworkshops
- Fort- und Weiterbildung für MultiplikatorInnen
- Konzeption, Koordinierung und Durchführung von Entwicklungs- und Innovationsprojekten sowie Netzwerken

In den Bereichen
- Gesundheit und Soziales
- Beruf und Karriere
- Freizeit und Bildung

Prinzipien: Ganzheitliches Vorgehen nach mädchenspezifischen Grundsätzen ■ Anonymität, Freiwilligkeit und Parteilichkeit ■ Förderung der Eigenständigkeit und Eigenverantwortung; Selbsthilfekompetenz ■ Konfessions- und Parteiunabhängigkeit

Methoden: Beratung, Betreuung und Förderung von Einzelpersonen und Gruppen ■ Bereitstellen von Erfahrungs- und Handlungsräumen ■ Eingehen auf das soziale Umfeld und die Lebensbedingungen ■ Kooperation und Vernetzung mit bereichsspezifischen Einrichtungen.

mafalda

Verein zur Förderung und Unterstützung von Mädchen und jungen Frauen

Glacisstraße 9, 8010 Graz
Tel: 0316–33 73 00 | Fax: 0316–33 73 00–90
office@mafalda.at
www.mafalda.at

MAFALDA ist nicht nur eine argentinische Comic-Heldin. MAFALDA ist ein Verein zur Förderung und Unterstützung von Mädchen und jungen Frauen in Graz.

Ziel unserer Arbeit ist es, Mädchen und junge Frauen in ihrem Selbstbewusstsein und Selbstvertrauen zu stärken, ihre Chancen am Arbeitsmarkt zu erhöhen und zur Veränderung der geschlechtsbezogenen Rollenverteilungen in unserer Gesellschaft beizutragen.

Wir stellen Mädchen in den Mittelpunkt des Handelns und nehmen sie mit ihren Bedürfnissen, Wünschen und Wertvorstellungen ernst.

Wir nehmen Mädchen in ihrer gesamten Lebenssituation wahr und versuchen, sie ganzheitlich und umfassend zu unterstützen und zu fördern. Persönliche Erfahrungen und Schwierigkeiten von Mädchen und Frauen sehen wir vor dem gesellschaftlichen Hintergrund weiblicher Lebensbedingungen.

Angebote

- Psychosoziale Beratung mit den Schwerpunkten Gewalt/sexualisierte Gewalt und Essstörungen, Psychotherapie
- Unterstützung bei der Berufswahl und Lehrstellensuche
- Töchtertag: Mädchen erleben einen Tag lang den Arbeitsalltag ihres Vaters/ihrer Mutter mit.
- mut! – Mädchen und Technik
- Präventionsangebote (in der ganzen Steiermark): Workshops und Einzeltrainings zu Selbstbewusstsein/Selbstbehauptung/Selbstverteidigung; Workshops zu Körper, Gesundheit und Sexualität; Workshops zur Gewaltprävention
- Bildungs- und Freizeitprogramm
- Fortbildungsangebote für Multiplikatorinnen
- ja.m Mädchenzentrum als Angebot der offenen Jugendarbeit mit feministischer Grundhaltung.

Autonomes Zentrum von & für Migrantinnen

Hofgasse 11, A-4020 Linz
Tel.: 0732–77 60 70
www.maiz.at

maiz ist …
… ein Verein von und für Migrantinnen mit dem Ziel, die Lebens- und Arbeitssituation von Migrantinnen in Österreich zu verbessern und ihre politische und kulturelle Partizipation zu fördern. Aus unserer eigenen Betroffenheit heraus haben wir 1994 mit anderen Migrantinnen begonnen, unsere Situation in Österreich zu analysieren und uns für eine rechtliche und soziale Besserstellung von Migrantinnen, insbesondere von Migrantinnen in der Sexarbeit – Betroffene von Frauenhandel oder auch nicht – einzusetzen.

Wir treten gegen den Sex-and-Tear-Voyeurismus österreichischer Medien und die Entpolitisierung der Situation der Migrantinnen durch eine „Kultur der Hilfe" auf.

Als Betroffene und Protagonistinnen zugleich bestätigen die beteiligten Frauen die Fähigkeit von Minderheiten zur Selbstorganisation.

Wir versuchen durch die Arbeit in verschiedenen Bereichen, Antworten auf die Herausforderungen der Frauenarbeitsmigration zu geben. Dabei erforschen und verändern wir Theorie und Praxis und entwickeln vielfältige neue Formen, Methoden und Strategien.

Verein zur Erarbeitung feministischer Erziehungs- und Unterrichtsmodelle

Verein zur Erarbeitung feministischer Erziehungs- und Unterrichtsmodelle

Untere Weißgerberstr. 41, A-1030 Wien
Tel: 01–966 28 24
verein@efeu.or.at
www.efeu.or.at

Der Verein **EfEU**, 1986 gegründet, ist eine in Österreich und im deutschsprachigen Europa einzigartige Organisation mit den Schwerpunkten Gender und Bildung.

Ziel des Vereins ist eine Sensibilisierung für Sexismen in Schule, Bildung, Erziehung und Gesellschaft zwecks Veränderung der bestehenden Geschlechter-Machtverhältnisse.

Wir beschäftigen uns thematisch mit ■ Geschlechtsspezifischer Sozialisation ■ Gendersensibler Pädagogik und Koedukationskritik ■ Mädchen-/Bubenarbeit im schulischen, vor- und außerschulischen Bereich ■ Gewalt-/Prävention ■ Gendersensibler Berufsorientierung ■ Mädchen mit Migrationshintergrund ■ Diversität ■ Gendersensibler Erwachsenenbildung ■ Gendersensibler Schul- und Organisationsentwicklung ■ Gender-Mainstreaming-Prozessen im Bildungsbereich u.v.m.

Wir ■ beantworten Anfragen ■ beraten ■ haben eine Bibliothek ■ leiten Fortbildungen ■ evaluieren Schulprojekte ■ konzipieren und organisieren Tagungen ■ erstellen Gender-Expertisen ■ vermitteln ReferentInnen ■ geben den EfEU-Rundbrief heraus ■ machen Öffentlichkeitsarbeit ■ publizieren (siehe: www.efeu.or.at/publikationen.htm) u.v.m.

Unsere Angebote richten sich an Personen aus dem Bereich Bildung und Erziehung (Kindergarten, Schule, außerschulische Kinder- und Jugendarbeit), an Eltern, Aus- und Fortbildungsverantwortliche in der Erwachsenenbildung, an OrganisationsentwicklerInnen (im Speziellen SchulentwicklerInnen) und Gender-Mainstreaming-Beauftragte.

FriedensBüro Salzburg

Franz-Josef-Straße 3/3. Stock, A-5020 Salzburg
0662–873931
office@friedensbuero.at
www.friedensbuero.at

Das **Friedensbüro Salzburg** ist ein unabhängiger Verein, der 1986 gegründet wurde und heute mehr als 250 Mitglieder hat. Wir bieten verschiedenste Bildungsmaßnamen zur zivilen Konfliktbearbeitung an: Workshops für Schulen und die außerschulische Jugendarbeit, Seminare für die persönliche und berufliche Aus- und Fortbildung, Tagungen und Veranstaltungen für Fachkräfte aus allen gesellschaftlichen Bereichen, die im weitesten Sinn mit Gewaltprävention und Friedenspädagogik zu tun haben.

Das Friedensbüro arbeitet sowohl im friedenspädagogischen als auch im friedenspolitischen Bereich. Wir greifen aktuelle Themen auf, die wir in enger Kooperation mit sozialen, kulturellen und pädagogischen Einrichtungen, Behörden und NGO´s bearbeiten, insbesondere auf regionaler und kommunaler Ebene.

Seit 1990 vermittelt das Friedensbüro Salzburg Workshops und Seminare zu verschiedenen friedenspädagogischen Themen für die (außer)schulische Kinder- und Jugendarbeit, die Erwachsenenbildung sowie die Aus- und Fortbildung. 2009 nahmen mehr als 2.500 Personen an Seminaren des Friedensbüros teil.

Unsere Angebote lassen sich in die Bereiche Prävention, Intervention und Bildungsarbeit einordnen.

Die inhaltlichen Schwerpunkte sind:

- Konfliktbearbeitung, Konfliktintervention, Mediation, Soziale Kompetenzen
- Gewaltprävention, Deeskalation
- Vorurteile, Feindbilder, Rassismus
- Krieg
- Zivilcourage

Das Friedensbüro ist finanziert durch Förderungen von Stadt und Land Salzburg, SponsorInnen sowie Mitgliedsbeiträge.

„Ich pass!“ – Fachreader zu Transkulturalität und Jugendarbeit
herausgegeben von: